Kleine Schelme

oder

Glückliche Kinder.

Lustige Geschichten

aus dem Familienleben der baltischen Lande.

Für Kinder und Kinderfreunde

von

Tante Alice.

Dorpat — Riga.
Schnakenburg's Druck und Verlag.
1884.
Leipzig: Gustav Brauns.

Von der Censur gestattet. — Dorpat, den 9. November 1883.

Meinen Kindern

zur Erinnerung an sonnige Tage.

Inhalt.

Erster Theil.

Seite

Capitel I. Der zweifache Geburtstag 9
Capitel II. Die Feuerwehr und der Struwelpeter 13
Capitel III. Wie die Mutter Briefe schreibt 18
Capitel IV. Brüderchens Taufe und einiges von den Corporationen . . 21
Capitel V. Ein ganz kurzes Capitel von einem berühmten Mann . . . 24
Capitel VI Des Vaters Geburtstag 26
Capitel VII. Die Reise an den Strand 31
Capitel VIII. In Chudleigh 35
Capitel IX. Eine Bootpartie 41
Capitel X. Ein schreckliches Abenteuer 44
Capitel XI. Das Affentheater 46
Capitel XII. Weihnachten 50

Zweiter Theil.

Capitel I. Bruno 61
Capitel II. Das Haus mit dem Garten 65
Capitel III. Ostern 69
Capitel IV. Walpurgisnacht 73
Capitel V. Spiele 77
Capitel VI. Die Reise nach Curland 86
Capitel VII. Bei der Großmama in Mitau 91
Capitel VIII. Im Pastorat auf dem Lande 96
Capitel IX. In der Forstei 106

Erſter Theil.

Capitel I.

Der zweifache Geburtstag.

Tante Alice besprach eben mit Eva, ihrer Köchin, das Mittagsessen, da wurde an der Klingel gezogen, so laut und rasch nach einander, wie kleine Hände zu ziehen pflegen, die noch kaum den Griff zu erfassen vermögen. Die junge Frau lief selbst hin, die Thür zu öffnen, und im selbigen Augenblick flog ihr rücklings ein Kind vor die Füße, das sich gegen die verschlossene Thür gelehnt hatte, um sie aufzudrücken, und als die Tante ihr Nichtchen Elly lachend vom Boden aufhob, hingen bereits zwei andere Kinder an ihrem Halse: Aenni, das älteste der Drei, und Willi, der dreijährige Jüngste.

„Rath', Tante Alice, rath', was ich zum Geburtstag geschenkt bekommen habe?" rief Aenni glühend vor Freude, „etwas Lebendiges."

„Nun wohl ein kleiner Hund?"

„Nein, was viel Schöneres."

„Ein Kätzchen?"

„Ach nein, viel schöner, sag' ich Dir."

„Ein Canarienvogel."?

„Aber Du bist auch dumm," mischte sich hier Elly in's Gespräch, und kannst gar nicht rathen."!

Tante Alice lachte: „Das ist wahr, ich errathe es wirklich nicht, was kann es denn nur sein."?

„Ein Brüderchen, ein Brüderchen!" riefen da alle drei Kinder im Chor und tanzten und sprangen um Tante Alice herum, daß derselben ganz schwindelig wurde.

„Und nun sollen wir hier bleiben," meldete Aenni, „und Mama läßt Dich grüßen, und Du kannst heute meinen Geburtstag feiern und Chocolade kochen."

„Schön, das wollen wir thun, aber zuerst muß ich einmal hinüberlaufen und nach Mama sehen, und so lange bleibt Ihr hübsch artig bei Eva und macht keine Dummheiten.

„Wenn Du zu uns gehst," bemerkte darauf Aenni, „so kannst Du uns meinen Geburtstag mitbringen."

„Was heißt das, Kind, meinst Du Deine Geschenke?"

Nein, die habe ich heute gar nicht bekommen. Papa sagte, er wisse nicht, wo sie wären, und könne Mama nicht gleich fragen, denn Mama ist heute krank, aber den Geburtstag hat sie schon gestern Abend fertig gemacht, und er steht im Speisezimmer auf dem Schrank. Und ich habe es gesehen, wie Dorchen ihn hereintrug und da hinstellte."

„Was kann die Kleine meinen," dachte Tante Alice und sann nach; da half ihr Elly auf die Spur.

„Wir haben noch gar nichts gegessen heute Morgen, Du mußt uns Kaffee geben, nicht Milch, denn am Geburtstag kriegen wir immer Kaffee und ein großes Stück Kringel dazu, und der steht im Speisezimmer auf dem Buffet, da kannst Du ihn nehmen."

Nun wußte die Tante, was Aenni wollte, und versprach den Kindern alles, Kaffee und Kringel, Eva sollte dafür sorgen, während sie selbst fortging, nach der Mama und dem neugebornen Brüderchen zu sehen, denn ihre Schwester Marie war die Mama von Aenni, Elly und Willi, und die beiden Schwestern liebten sich von ganzem Herzen.

Als sie wieder nach Hause kam, hörte sie schon im Flur einen eigenthümlichen Lärm. Es klang, als schlüge Jemand auf einen metallenen Gegenstand und dazwischen ertönte das fröhliche Lachen der Kinder. Die Tante hatte den Schlüssel der Thür in der Tasche, sie trat ein, ohne zu klingeln, und da bot sich dann gleich ihrem Blick ein buntes Bild dar. Sie hatte selbst keine Kinder, und es war daher immer Alles so sauber und ordentlich bei ihr, wie in einem Schmuckkästchen, aber heute Morgen, da sah es aus, daß sich Gott erbarm'. Ganz entsetzt blieb Tante Alice auf der Schwelle stehen, und schlug die Hände zusammen. Die ganze Diele war voll weißen Sandes und Aenni und Elly standen mitten drin einander gegenüber. Jede hielt einen Stock in der Hand und auf dem Kopf hatte sich jede eines von den blankgeputzten messingnen Speibecken gestülpt, aus denen sie den Sand aus-

geschüttet, und nun fochten sie tapfer mit einander und schlugen auf die blitzenden Helme, daß es klang, während Willi, Tante Alicens türkischen Shawl um die Schultern und Onkel Pauls hohen Hut auf dem Kopf, mit seinen beiden Beinchen vor Vergnügen auf dem Sopha strampelte und den Kampfrichter vorstellte.

„Um des Himmels willen, was gebt Ihr an!" rief die Tante aus.

„Wir spielen Turnier," erklärte Aenni eifrig. „Elly und ich sind Ritter, und Willi ist der König, der den belohnen wird, der gewonnen hat. Wir haben zu Hause einen Bilderbogen, da steht das alles drauf, und das spielen wir jetzt."

Die Tante konnte das Spiel gar nicht hübsch finden und schaffte schnell Ordnung in der Stube, bürstete Aenni und Elly ordentlich und schalt auch Eva, daß sie nicht besser auf die Kinder Acht gegeben.

„Ja, gnädige Frau," vertheidigte sich diese, „das ist nicht so leicht, wenn man nebenbei Suppe kochen muß und in der Küche sein."

„Das ist schon richtig," bemerkte Tante Alice, und sie beschloß sich nun selbst ganz den Kindern zu widmen und that es auch mit Lust und Liebe, wie eben nur eine gute, liebe Taute es zu thun versteht. Aber da kam eine Dame zum Besuch, nnd sie mußte die kleine Bande im Schlafzimmer lassen, wo sie ihnen eben angezeigt hatte Seifenblasen zu machen. Sie ging in's Wohnzimmer, ihren Gast zu empfangen, und zu unterhalten, immer mit dem Gedanken im Herzen: „was machen die drei nun auf eigene Hand?"

Es blieb aber Alles ganz still im Schlafzimmer, und als Tante Alice nach einer halben Stunde nachsehen konnte, fand sie die Kinder in anscheinend sehr harmlosem Spiel. Willi lag in ihrem Bett mit ihrer Nachtjacke und Nachthaube angethan, Aenni stand mit weiser Miene vor ihm, ein Töpfchen mit Coldcream in der Hand, aus welchem sie mit dem Zeigefinger möglichst viel herauszuholen sich bemühte, um es ihm recht dick auf die Nase zu streichen:

„Deine Nase ist sehr krank," sagte sie dabei mit würdevollem Ernst, „sehr krank, aber wir wollen sie schon curiren."

Und am Waschtisch stand Elly, hatte Onkel Pauls Rasirzeug zu sich herangezogen und sich kunstgerecht mit Seife und Pinsel eingeseift, daß aus ihrem runden rosigen Kindergesicht nichts als die schwarzen Augen hervorsahen.

Da gab es denn wieder für Tante Alice zu reinigen und Ordnung zu machen, und sie war kaum damit fertig, als Onkel Paul zu Mittag

nach Hause kam. — Diesen Onkel hatten die Kinder besonders gern. Denn Niemand verstand so lustig mit ihnen zu spielen, wie er, selbst Tante Alice nicht. Ganz besonders schön aber war es mit Onkel Paul in die Läden zu gehen, denn er errieth immer, was von all' den Herrlichkeiten den Kindern gerade am allerbesten gefiel. Das kaufte er dann, um es ihnen zu schenken. — Nun wurde Onkel Paul von der kleinen Bande gleich umringt und in Beschlag genommen.

„Weißt Du auch, daß wir ein ganz, ganz kleines Brüderchen geschenkt bekommen haben?" riefen alle drei zu gleicher Zeit.

„Nein," wehrte Aenni die anderen beiden ab, „der Bruder gehört Euch garnicht, nur mir, denn Papa sagte mir, daß der Storch ihn mir zum Geburtstag gebracht habe."

„Es hat ihn aber garnicht der Storch gebracht," protestirte Elly, „ein Engel bringt die kleinen Kinder, das habe ich in Mama's Gedichtbuch gesehen, und Mama sagt, das ist wahr!"

„Ich glaube aber lieber an den Storch," sagte Aenni mit großer Festigkeit, und da Elly daran gewöhnt war, in schwierigen Fragen der älteren Schwester die Entscheidung zu überlassen, so blieb es einstweilen dabei. Am Nachmittag kochte Tante Alice dann sehr viel Chokolade, und der Papa kam und brachte Aenni alle ihre Geburtstagsgeschenke: eine Puppe und ein Bilderbuch, einen Gummiball und ein Schächtelchen mit einem ganzen Hühnerhof. Auch Willi bekam ein Steckenpferd geschenkt und Elly einen kleinen, weißen Pudel, der hatte wirkliches, weißes, lockiges Fell, und der Papa sagte, das Pferd, und den Hund, und die Hühner hätte der kleine Bruder für seine Geschwisterchen mitgebracht. „Nun siehst Du, Aenni, daß es auch unser Bruder ist, und nicht Deiner allein!" rief Elly triumphirend; die große Frage kam also vor den Papa, und derselbe entschied, daß der kleine Bruder allen drei Geschwistern gehöre, aber ganz besonders Aenni's Bruder sei, weil er einen und denselben Geburtstag mit ihr habe. Die Mama werde darum in Zukunft auch nur einen Kringel backen, aber doppelt so groß wie gewöhnlich, und Aenni müsse immer hübsch Acht geben auf ihr Brüderchen, daß es nicht zu Schaden komme, denn sie sei nun schon ein großes vernünftiges Mädchen und gerade fünf Jahr älter als er.

Capitel II.

Die Feuerwehr und der Struwelpeter.

Die Kinder kamen nun an allen folgenden Tagen, so lange ihre Mama krank im Bett lag, des Morgens zu der Tante und blieben bis zum Schlafengehen bei ihr. Aber sie durften zuletzt nicht mehr den ganzen, runden Tag herumtoben und spielen, sondern mußten sich auch dazwischen ganz still und ruhig beschäftigen. Aenni und Elly hatten bereits bei ihrer Mama das A. B. C. gelernt und konnten schon etwas lesen und schreiben. Aenni war sehr eifrig dabei und freute sich sehr, wenn es ihr gelang einige Sätze aus ihrem Märchenbuch zu entziffern. Elly dagegen fand eigentlich wenig Gefallen an den Leseübungen, aber sie war eifersüchtig auf die ältere Schwester und mochte nicht, daß die Mama sich mit derselben allein beschäftigte. Sie fand sich daher stets auch mit Schiefertafel und Lesefibel ein, sobald sie sah, daß Aenni lernte, und so kam sie mit der Zeit auch vorwärts und war sehr stolz auf ihre Errungenschaften und recht von Herzen selbstzufrieden. Die Mama wollte manchmal wol etwas ungeduldig werden, wenn Elly dazwischen es gar zu leicht nahm mit dem Lernen, und statt der Worte, die im Buch standen, ganz munter das las, was ihr gerade in den Sinn kam, und auf ihrer Schiefertafel Häuser und Hühner malte, statt Buchstaben und Zahlen. Aber es war nicht möglich, dem Kinde böse zu sein, wenn es so drollig ernsthaft mit völliger Ueberzeugung am Schluß einer Stunde voll mangelhafter Leistungen, zur Mutter aufsehend versicherte: „Heute habe ich doch sehr gut gelesen." — Willi lernte natürlich noch nicht, aber wenn die Mama den Schwestern die biblischen Geschichten erzählte, dann kam er auch herzu und kletterte auf ihren Schooß und hörte sehr aufmerksam zu. Sie gefielen ihm noch besser, als die schönen Märchen von Rothkäppchen, Schneewittchen und Aschenbrödel. Auch singen konnte er schon ganz gut und ganz richtig, alle die Kinderliederchen: „Wenn sich der Kater putzt, so kommen Gäst' in's Haus," oder „Mairegen macht, daß man größer wird" und „Ein Vög'lein ruft im Walde". Ja, er konnte sogar besser singen als sprechen, denn im Sprechen fielen ihm manche Buch-

staben noch sehr schwer. So setzte er immer ein l hin, wo ein r stehen mußte und sagte „Schlauch", wenn es „Strauch" heißen sollte, und den großen grauen Kater „Murr" nannte er stets „Mull" oder „Mulli". Schw oder zw, das brachte er nun schon garnicht heraus, daher es eine stete Neckerei von Aenni war, von ihm zu verlangen, er solle ihr nachsprechen: „zweiundzwanzig schwarze Schweineschwänzchen." Wie viele Mühe er sich auch gab, es ging absolut nicht, und er sagte denn zuletzt ganz böse: „Ich kann es aber nicht," worüber die Schwestern immer schrecklich lachen mußten.

Nun ließ Taute Alice die kleinen Mädchen jeden Morgen ein Stündchen lesen und schreiben und erzählte ihnen dann eine biblische Geschichte. Einen Tag hatte sie ihnen vom Thurmbau zu Babel erzählt, da sagte Aenni: „Ja, den großen Thurm habe ich auch gesehen," und Elly und Willi stimmten ihr bei: Der Thurm zu Babel stände nicht weit vom Embach. Näheres konnten sie aber nicht angeben, und Tante Alice wurde ganz neugierig und wollte den Thurm auch gern sehen. Da versprachen die Kinder sie am Nachmittag beim Spaziergang hinzuführen und ihn ihr zu zeigen. Und so geschah es denn auch.

Der Embach ist der Fluß, an welchem Dorpat liegt. In dieser Stadt lebten die drei Kinder, da ihr Vater als Professor an der Universität angestellt war. Es führen zwei große Brücken nicht weit von einander über den Fluß: die „hölzerne" und die „steinerne" Brücke, und längs des Ufers zwischen diesen beiden zieht sich eine hübsche wohlgepflegte Promenade hin, welche von der anderen Seite durch einen freien Platz von der nächsten Häuserreihe geschieden ist.

Auf diesem Platz wird des Morgens Markt gehalten. Ziemlich in der Mitte desselben erhob sich ein hölzerner Thurm, der dem Steigercorps der Feuerwehr als Uebungsthurm diente. Dahin lenkten nun die Kinder ihre Schritte und waren sehr enttäuscht, als Taute Alice sie herzlich auslachte wegen ihrer Annahme, dieser bescheidene Bau sei der große Thurm zu Babel. Es wurde ihnen aber diese bittere Erfahrung schnell aus dem Gedächtniß gewischt, als sie sahen, daß heute der Thurm den Mittelpunkt eines geschäftigen Treibens bildete.

Die Feuerwehr hielt eben eine Uebung ab, und das war für die Kinder ein ganz neuer Anblick. Da marschirten die Mannschaften heran, in ihren weißen Leinenkitteln mit dem breiten Ledergurt, an welchem Seil und Stricke befestigt sind, und dem blanken Helm auf dem Haupte — da wurden Leitern befestigt und erstiegen, — da schwangen sich

gewandte Turner zu den Luken und Fenstern des Thurms heraus und hinein, und da kamen auch die Spritzen herangerasselt und entsandten wenig Minuten darauf ihre gewaltigen Wasserstrahlen.

„Was sind das für Männer? was machen sie da? warum thun sie das?" so fragten die Kinder immerfort, und Tante Alice erzählte ihnen, wie schrecklich es sei, wenn ein Haus brenne, und wie muthig und besonnen dann diese Männer zur Hülfe eilten und löschten und retteten. Mit verdoppelter Aufmerksamkeit sahen die Kinder ihnen jetzt zu, bis endlich Willi sagte: „Wollen wir jetzt nach Hause gehen, meine Beine haben sich schon ganz verbogen, so müde sind sie, und ich bin hungrig."

Zu Hause machte Tante Alice dann Kaffee und setzte jedem Kinde eine Tasse davon vor. Aber Willi wollte keine Tasse haben, sondern verlangte sein Kruschen*), „so wie zu Hause."

„Ich habe aber keine Krüschen, ich habe nur Tassen," sagte die Tante, „warum muß es denn gerade ein Kruschen sein?"

„Ja, das ist doch viel größer," entgegnete der Kleine und beruhigte sich erst, als ihm versprochen war, daß er dafür zwei Tassen trinken dürfe.

„Warum sind eigentlich die Krüschen größer als die Tassen? fragte darauf Aenni mit nachdenklicher Miene. Doch Elly, die auf jede Frage mit schneller Antwort bereit war, entgegnete ohne Besinnen:

„Weil die Krüschen älter sind als die Tassen" und mit dieser Auskunft waren die beiden anderen auch ganz zufrieden. Es dauerte nun nicht lange mehr, so wurde es dunkel. Eva brachte die Lampen herein und setzte sich mit den Kindern an den runden Speisetisch, wo sie nun hübsch still sich beschäftigen sollten. Dazu hatte jedes Papier und Bleistift und Scheere bekommen, um zu zeichnen oder auszuschneiden. Nach einiger Zeit hatte Elly aber all ihr Papier in kleine Fetzen zerschnitten und fing nun an, dieselben über die Lampe zu halten und anzuzünden.

„Aber Elly, das darfst Du nicht thun" berief sie Eva „denke nur, wie leicht Du dabei Dein Kleid aufbrennen kannst, und was für ein großes Unglück es dann giebt!"

„O nein", versicherte die Kleine, „das thut garnichts, denn dann kommen ja die Feuermänner und löschen mich wieder aus."

---

*) Das in den Ostseeprovinzen allgemein gebräuchliche Diminutiv von Krug, welches Wort fast immer Krus gesprochen wird.

Das hatte aber Onkel Paul im Nebenzimmer gehört, und erklärte nun, daß die „Feuermänner" nicht dazu da wären, unartige kleine Mädchen vor Gefahren zu schützen, und nicht so rasch zur Stelle sein könnten, um ein brennendes Kleidchen zu löschen. Er fragte sie darauf, ob sie den Struwelpeter kenne, und als sie dies verneinte, versprach er den Kindern am anderen Tage das Buch zu zeigen. Er dachte ihnen damit einen großen Spaß zu machen, aber es kam ganz anders, denn kaum hatte er ihnen die ersten Seiten gezeigt, als Willi anfing unruhig zu werden und sein Köpfchen wegdrehte. Schließlich hielt er sogar beide Händchen vor die Augen und rief: „Ich will das nicht sehen, ich will die Fratzen nicht sehen!" und von Onkel Pauls Knien herabrutschend, flüchtete er sich zu Tante Alice mit dem Ausruf:

„Ich hab' Angst!"

Aenni lächelte überlegen: „Es ist ja nicht alles wahr, es ist ja nur ein Märchenbuch — ich will es noch weiter besehen."

Elly ward wohl auch unheimlich zu Muthe, aber sie hielt noch aus. Wie jedoch die Geschichte von dem Daumenlutscher an die Reihe kam, wurde ihr rundes Gesichtchen immer länger, und sie brach zuletzt in Thränen aus mit der eifrigen Versicherung! „Ich lutsche meinen Daumen garnicht mehr, gewiß, ich thue es garnicht mehr!" und dann plötzlich dem Onkel das Buch aus der Hand schlagend, erklärte sie: „Es ist ein gräßliches Buch, — es gefällt mir garnicht, — nur die guten Katzen lieb' ich, die Anderen garnicht, garnicht."

Und sie lief ebenfalls zu Tante Alice. Onkel Paul nahm den Struwelpeter und schloß ihn weg. Daß derselbe solchen Eindruck auf die Kinder machen würde, hatte er nicht erwartet. Sie waren so aufgeregt, daß er ihnen einen Spaziergang vorschlug auf den Dom*), um sie zu beruhigen und zu zerstreuen. Tante Alice wollte auch mit, und so gingen sie. Der Dom in Dorpat ist die schöne große Ruine einer einst von deutschen Ordensrittern erbauten Kirche, die in den Kriegen mit den Russen wieder zerstört worden ist. Diese Ruine steht fast mitten in der Stadt auf einem breiten Hügel, der außer ihr noch die Sternwarte, die große und die kleine Klinik und das Anatomicum trägt. Dies alles ist umgeben von schönen Parkanlagen und hohen alten Bäumen. Im Halbkreis führt am Fuße des Hügels eine Fahrstraße vorbei, der

*) Es ist in Dorpat üblich die Bezeichnung Dom von der Ruine auf den ganzen Hügel mit seinen Parkanlagen zu übertragen.

„Domgraben" genannt, und jenseits derselben erheben sich auf einer Seite zwischen grünen Gärten hübsche villenartige Häuser, während auf der anderen die Parkanlagen noch weiter sich ausdehnen, rund herum um eine große tiefe Grube, die früher dazu diente, alle Gänge um den Dom mit rothem Sand zu versehen. Jetzt ist sie aber ebenfalls mit Bäumen und Sträuchern bepflanzt und bietet wunderhübsche Spaziergänge.

„Auf den Dom" gingen die Kinder nun sehr gern, da konnte man ganz anders laufen und springen, als wie in den Straßen, da fand man auch immer andere Kinder und konnte den großen Knaben zusehen, die auf dem freien ebenen Platz am Fuß der Ruine ihr Wesen treiben, Schlagball und Kurni *) spielen, welches letztere Spiel auch oft Studenten zu belustigen pflegt.

Noch war es nicht Frühling, aber die Sonne schien schon warm, und Rasen und Bäume zeigten den ersten Schimmer von frischem Grün, ja sogar ein bunter Schmetterling hatte sich heute herausgewagt und flatterte um die Kinder her. Willi wollte ihn haschen und lief ihm nach, und da er ihm immer entwischte, wurde der Kleine um so eifriger und schlug zuletzt mit seinem Stöckchen nach dem leichtbeschwingten Falter. Aber das machte Aenni ganz böse: „Wie kannst Du nur so schlecht sein!" rief sie ihm zu. Siehest Du nicht, was für ein dünnes Kleidchen er nur hat! Wenn du ihn triffst, da muß es ihm ja viel mehr weh thun als uns, wenn Du uns schlägst, die wir viele Röcke anhaben!"

Das sah Willi denn auch ein und ließ den Schmetterling in Ruh'. —

---

*) „Kurni" wird von zwei Parteien gegen einander gespielt. Jede derselben zeichnet ein beliebig großes Quadrat auf den Boden und stellt 5 hölzerne Pflöckchen in einer bestimmten Figur drin auf. Diese müssen nun von der Gegenpartie mit c. 3 Fuß langen Knütteln aus dem Bereich der umschreibenden Linien hinausgeschleudert werden.

Capitel III.

Wie die Mutter Briefe schreibt.

Endlich war die Mama wieder ganz gesund, und die Kinder wurden nicht mehr alle Tage zu Tante Alice geschickt. Am ersten Tag zu Hause fanden sie es wunderschön und freuten sich über alle ihre alten Spielsachen und spielten mit denselben voll neuen Eifers. Mit der Zeit langweilten sie sich auch zuweilen, denn die Mama und die Wärterin Lieschen hatten viel mit dem kleinen Brüderchen zu thun, und konnten nicht so oft mit ihnen spazieren gehen oder spielen, wie früher. Und wenn sich die Kinder langweilen, dann machen sie oft dummes Zeug oder zanken sich wohl gar.

So hörte einmal die Mama in der Kinderstube einen argen Lärm. Aenni lachte, Elly weinte und schrie und schlug sogar nach der Schwester.

„Was giebt es denn hier, was ist geschehen?" fragte die Mama.

„Aenni neckt mich immer und ist so schlecht!" schluchzte Elly. „Sie ißt mir alle meine Bonbons auf!"

„Deine Bonbons? Wo hast Du denn die her?" fragte die Mama und sah mit Staunen auf das leere Kindertischchen, an welchem die beiden kleinen Mädchen saßen.

„Ja, wir haben gar keine, wir spielen nur so," erklärte Elly. „Aber wenn ich mir einen recht schönen Bonbon ausgedacht habe und ihn Aenni zeige, — und dabei wies die Kleine mit lebhaftem Geberdenspiel auf den leeren Tisch, — „dann nimmt sie ihn gleich fort und steckt ihn in den Mund, und ich krieg' nichts davon. Sie hat schon so viele gegessen, daß sie gewiß Magenschmerzen davon bekommt."

Da war es nun recht schwer für die arme Mama ernsthaft diesen Streit um ein Stückchen Luft zu schlichten, aber es gelang ihr doch Aenni begreiflich zu machen, daß sie ihr Schwesterchen nicht necken und ärgern dürfe. Die kleinen Mädchen gaben sich einen Kuß und waren wieder gute Freunde.

Elly war ein leidenschaftliches kleines Ding, das sehr leicht in Thränen ausbrach und oft sehr unnütz weinte. Der Papa hatte ihr dafür schon manche Strafe diktirt, aber es half nicht viel. Ein-

mal fand er jedoch in F. Reuters Schriften den Ausspruch: „Mädels sind quarrig" und als Elly wieder ganz unnöthiger Weise weinte, da gab er ihr auf, dreimal hintereinander zu sagen: „Mädels sind quarrig." Das fand sie so schrecklich, daß sie sich für einige Zeit große Mühe gab, ihre Thränen zu unterdrücken, aber immer ging das wirklich nicht an, und die Mama hatte noch oft zu trösten und zu beruhigen.

Eines Tages mußte die Mutter einen nothwendigen Brief schreiben und sagte den Kindern, sie sollten sie nicht stören, was dieselben auch versprachen. Sie hatte aber kaum die ersten Zeilen geschrieben, als sie im Nebenzimmer einen großen Krach hörte und gleich darauf ein großes Geschrei. Der Brief wurde zur Seite geschoben, und die Mama lief hin, um zu sehen was es gäbe.

Elly war rückwärtsgehend über das Puppenbettchen gefallen und hatte dasselbe in Trümmer zerbrochen. Auch der runde Kamm aus ihrem Haar war ihr heruntergerutscht und war entzweigegangen, und das Köpfchen hatte eine große Beule davongetragen. Die Mama legte nun einen kalten Umschlag auf die schmerzende Stelle und versicherte Elly, es werde schon bald vorübergehen, während Aenni die aus dem Bett gefallene Puppe wiegte und beruhigte, weil sich dieselbe auch sehr erschreckt habe.

„Aber das Bettchen ist entzwei!" schluchzte Elly.

„Das leimt der Tischler wieder zusammen."

„Aber mein Kamm! Du hast gesagt, wenn ich diesen wieder so rasch zerbreche, bekomme ich keinen neuen."

„Warte nur," fiel hier Willi beschwichtigend ein, wenn ich werde Mama geworden sein, werde ich Dir einen anderen kaufen."

Darüber mußte Elly lachen und vergaß all' ihr Weh und Herzeleid, und die Mama konnte sich wieder an ihren Schreibtisch setzen.

Es währte aber keine fünf Minuten, so stand Aenni neben ihr:

„Mama, mein Stiefel hat ein Loch!"

„Ach, laß mich jetzt in Ruh', ich muß schreiben."

Aenni war aber durch ihre traurige Entdeckung zu sehr in Anspruch genommen, um gleich wieder spielen zu können. Sie setzte sich auf den Teppich unter Mama's Schreibtisch und besah ihren Stiefel seufzend von allen Seiten. Endlich klärte sich ihr Gesichtchen auf. Sie strich liebkosend mit der Hand über die schadhafte Stelle und sagte tröstend: „Es wird schon vorübergehen." Und beruhigt in diesem guten Glauben, kehrte sie ins Nebenzimmer zurück.

Die Mama hatte die ersten zwei Seiten ihres Briefes beendigt, — Gott Lob, es war ganz ruhig bei den Kindern, — sie hörte sie nur hin und her trippeln und lebhaft mit einander sprechen. — Aber nun, was war das? Es plätscherte und rauschte — das war Wasser, und wenn sie mit Wasser spielten, gab es immer nasse Kleider und nasse Dielen. Das Briefschreiben wurde also wieder unterbrochen, und die Mama sah nach, was sie denn trieben.

Sie hatten ihren leeren Arbeitskorb aus dem Schlafzimmer geholt und aus dem Vorzimmer eine Menge Gummiüberschuhe, welche sie in den Korb gelegt hatten. Nun hatten sie einen Wasserkrug vom Waschtisch genommen und gossen das Wasser über die Galloschen in den Korb.

„Aber was ist denn das für ein unsinniges Spiel! Was gebt ihr wieder an!" rief die Mama ganz entsetzt über die Ueberschwemmung.

„Wir baden nur unsere Kinder," entgegnete Aenni ganz harmlos.

„Und die sind alle fatz," (schwarz sollte es heißen) versicherte Willi, einen Gummischuh in die Höhe haltend.

„Denn wir sind Mohren und leben in Afrika," setzte Elly erklärend hinzu.

Die Mama mußte nun doch etwas lächeln und fragte dann: „Was wißt Ihr denn von Afrika?"

Elly war rasch mit der Antwort bei der Hand: „Afrika ist eine Stadt, wo man nackt geht!"

Und Willi fügte noch erläuternd bei: „Und die Afrikamänner fressen uns auf, wenn wir hinkommen." Das wenn stark betonend, um seiner Mutter die beruhigende Versicherung zu geben, daß er es wohl bleiben lassen werde hinzugehen.

„Und wo habt Ihr denn all' diese Kenntnisse von Afrika her?" forschte die Mama weiter, indem sie zugleich nach Lieschen rief, um das Wasser aufwischen zu lassen.

„Das steht alles in Papa's Büchern," versicherte Aenni, und die Mama wußte nun, daß die neuesten Reisebeschreibungen „aus dem dunklen Erdtheil" die unschuldige Veranlassung zu der Galloschenwäsche im Arbeitskorb abgegeben hatte.

Jetzt hieß sie aber Lieschen bei den Kindern bleiben zur Aufsicht, als sie sich zum dritten Mal hinsetzte, um ihren Brief weiter zu schreiben. Doch auch diesmal sollte sie ihn nicht zu Ende bringen.

Elly's herzbrechendes Weinen rief sie schon nach kurzer Zeit wieder ins Nebenzimmer, wo sie Lieschen im Begriff fand dem weißen Hündchen,

das der kleine Bruder Elly an Aenni's Geburtstag mitgebracht hatte, einen klaffenden Riß im Fell zusammen zu nähen. Das kleine Mädchen war ihr in den Arm gefallen und strebte sie von ihrem Vorhaben abzuhalten.

„Es thut ihm ja weh! Es thut ihm ja furchtbar weh!" rief das Kind unter Thränen, und erst dem Zuspruch der Mutter gelang es Elly davon zu überzeugen, daß ein Hund von Holz und Leder nichts von der Nadel spüre.

„Es ist aber doch ein wirkliches Fell," warf sie mißtrauisch ein, und als unterdessen die Operation glücklich beendet worden, da nahm sie das Thierchen zärtlich in den Arm, küßte es wiederholt und versicherte allen:

„Er sieht mich jetzt so freundlich an, er weiß, wie lieb ich ihn habe."

Und nun gelang es der armen Mama endlich ihren Brief zu schließen.

Capitel IV.

Brüderchens Taufe und einiges von den Corporationen.

Draußen war es inzwischen Frühling geworden, so märchenhaft rasch, wie es eben nur im hohen Norden Frühling wird. Kaum hatte sich das erste Grün gezeigt, so folgten auch schon die Blumen, erst die violetten Anemonen, die man in Dorpat „Leberblümchen" nennt, dann die Veilchen und Maiglöckchen, und in den Gärten die Schwertlilien, Tulpen und Aurikeln und Paionien. Als die Syringen blühten, da wurde das Brüderchen der Kinder getauft, und erhielt den Namen Bruno, den der verstorbene Großvater auch geführt.

Das war ein großer Festtag für das ganze Haus.

Die Mama hatte alles mit Blumen geschmückt, und in den Ecken der Stuben standen junge Birkenbäumchen, „Maien" genannt, denn es war Pfingsten. Diese Bäumchen dufteten so würzig, daß man im Walde zu sein vermeinte.

Und dann kamen viele Gäste und der Pastor im schwarzen Talar, und es wurde ein Lied gesungen. Dann hielt der Pastor eine Rede, während Onkel Paul den kleinen Bruder, der ein feines weißes Kleidchen mit Broderien und Spitzen anhatte und sehr hübsch aussah, auf dem Arm hatte und über die Taufe hielt. Von dem, was der Pastor sprach, verstanden die Kinder nun wohl nicht viel, aber als er die anwesenden Pathen fragte, ob sie dafür Sorge tragen wollten, daß dies Kindlein im christlichen Glauben erzogen würde, da antworteten sie alle drei ein lautes und vernehmliches: Ja, wie sie es von den großen Menschen aussprechen hörten, nur noch viel lauter und vernehmlicher. Auch die Lieder sangen sie mit, ganz richtig und tacktfest, denn die hatte Tante Alice schon vorher sie auswendig lernen lassen und hatte sie mit ihnen durchgesungen.

Nach der Taufe da gab es Wein und Bonbons und einen schönen großen Kuchen, den hatte der Conditor schon am Morgen früh geschickt. Da hatte Aenni bei seinem ersten Anblick von Herzen dankbar ausgerufen.

„Nein, wie gut doch der Conditor ist! Jedesmal, wenn wir Geburtstag oder Gesellschaft haben, schickt er uns einen großen Kuchen!"

Nun bekamen die Kinder auch jedes ein schönes Stück Kuchen, und der Papa gab ihnen sogar ein Glas Wein dazu, damit sie mit Mama und Onkel und Tante anstoßen könnten und des kleinen Bruno Gesundheit trinken. Der Wein, der schmeckte sehr süß und schäumte, wenn man ihn ins Glas goß, und auch später noch stiegen immer kleine weiße Bläschen vom Boden des Glases in die Höhe und zerplatzten oben. Elly konnte sich garnicht satt daran sehen und hielt ihr Näschen so nahe an den Rand des spitzen Kelchglases, daß ihr die Schaumperlen des Weines ins Gesicht spritzten:

„Komisch", bemerkte sie darauf mit nachdenklicher Miene „heute regnet es von unten! wie sonderbar!"

Als die Gäste fortgegangen waren am Abend, da schlug der Papa einen Spaziergang vor auf den Dom, und die Mama und alle Kinder waren gleich bereit dazu. Es war auch noch so hell, fast wie am Tage, denn dort oben im Norden sind die Nächte in Frühjahr und Sommer

nie ganz dunkel, und Abend- und Morgenröthe verschwimmen beinahe in einander. Die großen alten Kastanienbäume auf dem Dom steckten schon ihre Blüthenknospen hervor, die blauen und weißen Flieder dufteten ganz berauschend und in einem Garten jenseits des Domgrabens schlug eine Nachtigall — es war ein wunderschöner Abend, so still und mild, daß er selbst auf die sonst so lauten Kinder eine besänftigende Wirkung ausübte. Ganz leise mit einander plaudernd trippelten sie vor den Eltern her. Vater und Mutter aber hatten die Seele voll Freude, Lob und Dank gegen den lieben Gott für diesen schönen Tag.

Der nordische Frühling aber währt nur eine kurze Weile. Wenn im April noch der Schnee liegt, so ist es im Juni schon heißer Sommer. Mitte Juni schließen daher alle Schulen, und auch die Universitätsferien nehmen ihren Anfang. Am Schluß des Semesters aber halten die Studenten ihren großen Commers in Mollatz. Da ist ein kleines Wirthshaus am Saum eines Waldes gelegen 9 Werst von Dorpat. Die Ausfahrt zum Commers geht in langem Zuge durch die Hauptstraßen der Stadt, und die „Mollatzpferde" zu sehen, wie Willi es nannte war für die Kinder ein großer Spaß, denn sie wohnten gerade in der Ritterstraße, und alle 4 Corporationen zogen eine nach der anderen in den letzten Tagen des Mai's an ihren Fenstern vorüber zum Commers hinaus. Schon von weitem hörte man das Klingeln der Schellen und Glocken, und auf dieses Signal hin stürzten gewiß alle Kinder Dorpats vor die Thüren und an die Fenster.

„Die Livländer sind es!" jubelte Willi: „Ich sehe die grün-roth-weiße Fahne!"

Und richtig, da sprengte der Oldersmann heran, hoch zu Roß, die große flatternde Fahne in der Hand, neben ihm zwei Farbenträger, die bunte Schärpe um die Brust und die blanken Schläger in der Faust. Hinter ihnen zeigte sich eine stattliche Zahl berittener Füchse, viele mit kleinen Fähnchen in den Händen. Diesen folgte dann die lange, lange Reihe der Wagen unter Peitschenknall und Schellengeklingel mit zwei, drei oder vier Pferden bespannt, auf deren Köpfen aus feinen Papierschnitzeln gebildete Büschel in den Corporationsfarben prangten und nickten.

In wenig Minuten war der ganze Zug vorüber gesaust, denn Studenten reiten und fahren schnell, aber oft gelang es den Kindern doch von einem guten Freunde einen Gruß zu bekommen oder einen von den Professoren zu erkennen, die sie beim Papa gesehen. Oder es fuhr gar

dieser selbst mit auf den Commers als Gast und winkte beim Vorüberfahren seinen Kindern mit der Hand.

Jedes Kind hatte natürlich auch eine ausgesprochene Vorliebe für diese oder jene Corporation.

Aenni erklärte z B., wenn sie studiren werde, wolle sie sich zu den Livländern halten, denn sie sei in Dorpat geboren und erzogen, und Dorpat liege in Livland. Willi dagegen hielt es mit der Fraternitas Rigensis, weil er bei deren Commers zum ersten Mal die drei Federn blau, roth, weiß auf den Köpfen der Pferde gesehen hatte. Elly ihrerseits nahm Partei für die Curonia und nannte jeden Burschen mit dem grün-blau-weißen Farbendeckel einen „Onkel"; waren doch Onkel Paul und der Papa Kurländer von Geburt, und zu Hause sah sie häufig kurische Studenten, die sich mit dem lebhaften zuthätigen Kinde gern und freundlich beschäftigten. Damit nun die vierte Corporation die Estonia sich nicht gar zu schmerzlich vernachläßigt fühle, beschlossen die Kinder bereits über den kleinen, noch in der Wiege liegenden Bruno, er sollte dermaleinst zu den Estländern gehören und grün violett und weiß tragen, oder wie sich die Kinder ausdrückten: Die Estländer sollten ihm gehören.

Capitel V.

Ein ganz kurzes Capitel von einem berühmten Mann.

Es lebte damals in Dorpat ein sehr alter Herr, der war ein großer Gelehrter, auf den seine Heimath mit vollem Recht stolz war, und dessen Namen man in ganz Europa mit Achtung und Verehrung nannte.

Der alte Herr aber war in seiner äußeren Erscheinung sehr schlicht, ja sogar etwas nachläßig, und sein grauer Bart und das noch volle, graue Haupthaar umgaben wenig gepflegt sein scharf geschnittenes Gesicht.

Eines Tages nun kam der alte Herr zu dem Papa der Kinder zum Besuch, und Aenni öffnete ihm die Thür, da sie gerade mit ihren Geschwistern im ersten Zimmer spielte.

Bei seinem Anblick machte der kleine Willi große Augen, die immer größer und größer wurden, bis er zuletzt sich umwandte und davonstürzte, wobei er aus Leibeskräften schrie: „Ein alter Kerl! Da ist ein alter Kerl!"

Aus dem Nebenzimmer kam nun rasch der Papa herbeigeeilt und war nicht wenig verlegen, als er sah, wen sein Söhnchen so ohne allen Respekt als einen alten Kerl bezeichnet hatte. Dieser aber lachte nur und strich dem Kleinen liebkosend über das Köpfchen, als derselbe, sich unter des Vaters Schutz sicher fühlend, wieder zum Vorschein kam. Er fragte ihn, warum er sich so vor ihm erschreckt habe, er würde ihm gewiß nichts thun, denn er liebe kleine Kinder. Willi aber wurde noch lange damit geneckt, daß er so vorschnell nach dem Schein geurtheilt habe und lernte daraus, in Zukunft vorsichtiger sein.

Einige Zeit nachher gingen Aenni, Elly und Willi mit Lieschen spazieren auf dem Dom. Es war sehr schönes Wetter und die Kinder waren sehr lustig, da stimmten sie denn munter ein Liedchen an: „Wer will unter die Soldaten, der muß haben ein Gewehr" und dann noch ein Lied und noch eins.

Sie hatten dabei gar nicht bemerkt, daß eine alte Dame die ganze Zeit hinter ihnen her ging und ihnen zuhörte. Nun fragte dieselbe Lieschen, wessen Kinder die kleinen Sänger seien, und ob sie wohl mit ihr kommen könnten, um ihrem Bruder auch vorzusingen. Die Kinder ließen sich nicht bitten und folgten ihr gern in ein Haus, dessen Garten an die Anlagen bei der Sandgrube stieß. In diesem Hause aber wohnte der alte Herr, und zu ihm führte seine Schwester die Kinder. Er empfing sie auch sehr freundlich und ließ sich viele Liederchen vorsingen, bis Willi erklärte: „Nun ist es genug, jetzt will ich wieder nach Hause gehen."

Da ließ er ihnen noch Pfefferkuchen und Chokolade geben, jedem eine ganze große Tafel und trug ihnen einen freundlichen Gruß für den Papa auf, der sich sehr darüber amüsirte, daß seine Kinder dem alten Herrn ein Concert gegeben hätten.

Capitel VI.

Des Vaters Geburtstag.

In den ersten Tagen des Juni war Papas Geburtstag. Dieses Jahr fiel er gerade auf einen Sonntag, und die Kinder freuten sich schon die ganze Woche darauf, denn der Papa hatte ihnen versprochen an dem Tage eine Ausfahrt nach Mollatz zu machen. Am Abend vorher kamen sie alle drei zur Mutter:

„Mama, wir wollen Papa auch gern etwas zum Geburtstag schenken, aber wir wissen nicht was."

„Nun denkt einmal ein bischen nach, vielleicht fällt Euch doch noch etwas ein, was ihm Freude machen würde."

Ein Augenblick des Besinnens, dann blitzte es in Elly's schwarzen Augen freudig auf:

„Ich weiß was Schönes! einen Hampelmann!"

„Dann ich ein Pferdchen!" sagte Willi schnell.

Die Mama lachte: „Dazu ist der Papa aber schon zu groß."

Die Kinder sahen sich rathlos an, da wagte Aenni einen neuen Vorschlag:

„Wir kaufen ihm ein Haus mit einem Garten. Papa sagt immer, daß er eins haben möchte."

„Aber dazu braucht man viel Geld," bemerkte die Mama.

„O, wir haben sehr viel Geld in unseren Sparbüchsen."

„Das reicht aber doch nicht aus, und ich weiß etwas Anderes, das Ihr damit kaufen könnt. Wir gehen jetzt zum Gärtner und bestellen für jeden von Euch einen Blumenstrauß und ihr lernt dazu ein hübsches Verschen und sagt es Papa auf."

Damit waren die Kinder einverstanden, nur Willi erklärte, Blumen seien nichts für Jungens, und einen Spruch zu lernen, sei er noch zu klein. Es half nichts, daß die Mama ihm vorhielt, er habe doch schon viele Liederchen gelernt. Das sei etwas ganz Anderes, behauptete er, das sei gesungen, nicht aufgesagt: er müsse ein anderes Geschenk für den Papa haben als „die Mädchen". Und er ließ nicht eher nach mit Bitten, bis die Mutter ihm versprach von seinem Gelde eine rothe Bleifeder zu kaufen, die er dem Vater schenken könne.

Aenni und Elly aber lernten gleich ihr Verschen, was die Mama recht kurz ausgesucht hatte, weil so wenig Zeit zum Lernen war. Elly's Verschen namentlich war ganz kurz und lautete nur:

„Nimm, Papachen, diese Gabe
Zum Geburtstag freundlich an.
Es ist alles, was ich habe,
Alles, was ich bringen kann."

Als die Kinder die Verse wußten, gingen sie mit der Mama aus, bestellten die Blumen und kauften den Bleistift.

Am anderen Morgen prangte ein stolzer Kringel auf dem Kaffeetisch, schön mit grünen Blättern und Blumen umsteckt. Als der Papa nun aus seinem Schlafzimmer kam, da liefen ihm die Kinder alle entgegen und wünschten ihm Glück. Die Mama brachte auch den kleinen Bruno herzu, daß er dem Vater einen Kuß gebe, und darauf holten Aenni und Elly ihre Blumensträuße und sagten ihre Sprüchlein auf. Der Papa freute sich sehr darüber und danke ihnen mit einem herzlichen Kuß dafür.

Als Willi das sah, that es ihm plötzlich leid, daß er nicht auch ein Verschen gelernt habe, und kurz entschlossen trat er vor den Vater her:

„Ich weiß Elly's Gedicht auch, ich habe es gehört, wie sie es lernte.

„Nun dann sage es doch einmal her, ich höre es sehr gern zum zweiten Mal."

Und Willi sprach:

„Nimm Papachen diese Gabel
Zum Geburtstag freundlich an.
Es ist alles, was ich habe,
Alles, was ich geben kann."

Mit dieser kleinen Veränderung machte der Vers dem Papa erst recht Spaß, und er lachte herzlich über seinen kleinen Sohn, der garnicht begreifen konnte, was er denn so Komisches vorgebracht habe.

Um elf Uhr war der Wagen bestellt, der die ganze Familie nach Mollatz hinausbringen sollte, wie der Papa es versprochen hatte. Die Kinder konnten es garnicht erwarten und liefen bei jedem Glockenton an's Fenster, um zu sehen, ob der Fuhrmann nicht käme.

Die Mama und Dorchen, die Köchin, packten unterdessen einen großen Korb mit Eßwaaren voll, und endlich, endlich fuhr der Wagen vor. Nun ging's ans Ankleiden und garnicht rasch genug konnten die Kleinen ihr Hüte aufsetzen und ihre Jäckchen anziehen. Jetzt waren alle fertig, da war Elly verschwunden.

„Elly! Elly! wo steckst Du nur!“ rief der Papa.

„Ich bin hier,“ kam die Antwort zurück, und Elly erschien den geliebten großen Kater Murr auf dem Arm.

„Murri muß auch mitkommen.“

„Nein, Kind, das geht nicht an. Einen Hund kann man wohl mitnehmen, aber eine Katze die mag das Fahren garnicht und bleibt viel lieber zu Hause.“

„Aber Murr will sehr gern mitfahren,“ versicherte die Kleine.

„Wie weißt Du das? Glaube mir, er will durchaus nicht.“

„Er hat es mir aber selbst gesagt, Papa, daß er wohl will,“ rief Elly glühend vor Eifer und den Thränen nahe.

„Eine Katze kann ja garnicht sprechen,“ mischte sich Aenni in's Gespräch.

„O, ja! Murri kann sprechen, denn er hat mir doch geantwortet. Ich fragte ihn, ob er auch mitfahren wolle nach Mollatz, und er sagte so freundlich „Miau.“ Das heißt: ja.“

Bis hierher hatte sich Murr ganz still auf Elly's Armen gehalten, aber in ihrer warmen Vertheidigung seines Sprechvermögens, mochte die Kleine ihn doch zu stark ans Herz gedrückt haben: er machte sich plötzlich frei und lief davon.

„Da siehst Du nun, daß er lieber hier bleiben will,“ sagte die Mama. „Wir wollen ihn auf den Hof lassen, da kann er sich mit den Nachtbars-Katzen vergnügen, bis wir wieder zurück kommen. Und Elly achtete Murr's Recht der freien Selbstbestimmung so hoch, daß sie ihn ruhig laufen ließ und nur seufzend sagte:

„Er hat sich wohl anders besonnen.“

Und jetzt saßen sie endlich alle im Wagen, den der Kutscher mit grünen Zweigen schön ausgeschmückt hatte, und fort ging es über die hölzerne Brücke und den Kirchhofsberg hinan vors Thor hinaus.

Schön ist der Weg nach Mollatz gerade nicht. Die Gegend ist flach und reizlos, nur große Felder zu beiden Seiten der Straße und dunkler Tannenwald am Horizont. Aber es war ein so sonniger warmer Sommertag! Die Lerchen trillerten in den blauen Himmel hinein, das Korn wogte wie ein Meer im Winde, und die Kinder, die das Fahren über alles liebten, waren seelenvergnügt. Nur der kleine Bruno schrie etwas zu Anfang, schlief aber bald fest ein auf dem Schooß der Mutter.

In einer Stunde war man in Mollatz. Der Papa ließ die große Commershalle der Studenten aufschließen, und da hinein wurden alle Kleidungsstücke und Eßwaaren gebracht, während die Kinder gleich in den grünen Wald hinaus liefen. Die Halle ist sehr schmucklos, ein weißgetünchter langer Saal nur mit Holzbänken und Tischen ausgestattet. Mama und Papa zogen es daher auch vor im Walde ihr Standquartier aufzuschlagen. Dorchen und Lieschen trugen einen Tisch und zwei Bänke hinaus auf einen runden schattigen Platz. Unter den hohen Tannen wurde der Tisch gedeckt, denn die Kinder erklärten, „sie seien schon furchtbar hungrig." Eier, Bier, Milch und Schwarzbrod, sowie Teller und Gläser, konnte man aus der kleinen Schenke an der Landstraße bekommen. Braten, Schinken und alles Mögliche andere, hatte die Mutter mitgenommen, sogar einen schönen großen Kuchen, weil es doch Geburtstag war. Wie schmeckte es so herrlich dort im Freien unter den grünen Zweigen, zwischen denen die Sonnenstrahlen tanzten und funkelten.

Kaum war das Mahl beendet, so gab es für die Kinder schon wieder ein neues Vergnügen. Auf der Landstraße zog ein Hirt mit einer großen Heerde vorbei: schwarze, braune, bunte Kühe und eine Menge weißer Schafe. Da blieb eine Kuh stehen, sah die Kinder an und brüllte. Die kleinen Mädchen lachten, Willi aber hob den Finger in die Höhe und sagte:

„Still, still, die Kuh wird sonst nicht wieder singen," worüber die Schwestern erst recht lachten, denn sie wußten schon, daß eine Kuh brüllt und nicht singt.

Der arme kleine Willi wurde heute viel ausgelacht, denn er fragte auch, ob das Thier, das so stolz in der Mitte der Heerde daherschritt, der „Kuhbock" wäre. Er wollte auch gar nicht einsehen, warum man Stier sagen solle anstatt Kuhbock, da es doch auch Ziegenbock und Schafbock heiße.

Die größte Freude aber machte es den Andern, als Dorchen ein kleines weißes Lämmchen fing und es Elly in die Arme gab. Die Schafmutter kam darauf auch ganz zutraulich herzu und nahm ein Stückchen Schwarzbrod aus Aenni's Hand. Elly wollte das Lämmchen gar nicht wieder frei geben, küßte und herzte es und sagte einmal über das andere:

„Was für ein reizendes Thierchen du bist, was für schöne, schwarze Augen du hast — ganz wie ich." Denn da Aenni und Willi blaue Augen hatten und sie oft wegen ihrer schwarzen Augen neckten, war

sie sehr stolz darauf an dem Thierchen, das ihnen Allen so sehr gefiel eine Aehnlichkeit mit sich zu entdecken.

Aber der Hirt rief, und sie mußten das Lämmchen laufen lassen.

Die Mama hatte unterdessen zwischen den weit vorspringenden Wurzeln einer alten Fichte aus den Wagenkissen ein Bettchen für Bruno hergerichtet und aus ihrem Sonnenschirm ein Dach darüber gemacht. Da lag nun das kleine Brüderchen mit einer rothen wollenen Decke zugedeckt und schlief sehr süß.

„Er sieht gerade wie ein Marienkäferchen aus," sagte Aenni.

Damit er aber nicht im Schlaf gestört werde, schickte die Mama die drei andern Kinder mit Lieschen und Dorchen Kornblumen suchen, während sie ein Buch nahm und neben Bruno sitzend, etwas lesen wollte. Der Papa breitete ein Plaid auf die Erde und legte sich drauf mit dem Kopf auf der Mama Schooß, und wahrscheinlich schlief er da auch ein bischen ein.

Reich beladen mit blauen Blumen und Tannenzapfen kehrten die Kinder nach einiger Zeit zurück. Dorchen und Lieschen hatte jede eine Schürze voll, und die Kinder so viel sie nur in den Händen fassen konnten. Nun wurden Kränze gewunden und alle Hüte damit geschmückt. Die Tannenzapfen aber ließ der Papa alle auf einen Haufen schichten und sagte den Kindern, sie sollten noch recht viel dürres Reisig dazu sammeln, dann wolle er ihnen einen Scheiterhaufen davon aufbauen, den sie später anzünden könnten, wie es die Studenten thäten.

Darüber hatte die Uhr schon vier oder fünf geschlagen, und die Mama sorgte nun für den Kaffee, zu welchem Onkel Paul und Taute Alice in Mollatz zu sein versprochen hatten. Und richtig, da hörte man die Glocken der Pferde, und nicht nur ein Wagen erschien, sondern viele. Bald war der ganze Platz unter den Bäumen voll fröhlicher Menschen, großer und kleiner, denn einige der befreundeten Familien hatten ihre Kinder auch mitgebracht. Onkel Paul aber überreichte dem Papa mit einer feierlichen komischen Rede einen großen blanken Krahn, der zu einem Fäßchen Lagerbier gehörte, welches er mitgebracht hatte. Das wurde nun auf einen Baumstumpf aufgestellt und mit grünen Reisern bekränzt. Auf Plaids und Wagenkissen lagerten sich die Herren im Kreise darum und sangen lustige Studentenlieder zum Bier.

Vorher aber wurde Kaffee getrunken, und dann machte man einen Spaziergang durch den Wald. Die Kinder spielten allerlei Spiele: „Räuber und Wandrer" und „das letzte Paar heraus" oder „Katze und

Maus." Es war wundervoll! Zuletzt wurde auch der Scheiterhaufen angezündet und alle Kinder tanzten in Ringelreihe um das Feuer herum, bis die Mama ihre Gäste zu einem Abendimbiß einlud, und man an die Heimfahrt denken mußte. Denn da so viele kleine Kinder mit dabei waren, durfte man nicht zu lange draußen bleiben.

Als nun Alles zum Aufbruch rüstete, da schlich sich Onkel Paul unbemerkt bei Seite, und plötzlich flammte es im Walde ganz dunkelroth auf: Baum und Strauch waren mit zauberischer Gluth gefärbt, und als an der ersten Stelle der rothe Schein verglühte, da leuchtete es an einer anderen in grünem Licht und an einer dritten im weißem Glanz. Zu Anfang standen die Kinder ganz erschreckt, wie gebannt, aber als einer der größeren Knaben plötzlich rief: „Bengalische Flammen!" Da jubelten Alle laut und klatschten in die Hände. Und so endete diese schöne Geburtstagsfeier in Mollatz.

Capitel VII.

Die Reise an den Strand.

Da das Haus, in welchem die Kinder wohnten, mitten in der Stadt lag und keinen Garten hatte, so beschlossen die Eltern, die Ferien auf dem Lande zu verbringen, damit die Kleinen die kurze, schöne Sommerzeit so recht im Freien genießen könnten. Der Papa hatte daher am estländischen Strande, in Chudleigh*) eine Wohnung gemiethet, und Mitte Juni sollte die ganze Familie hinausziehen.

Damals gab es noch keine Eisenbahn bei Dorpat, und man mußte den weiten Weg mit Postpferden machen. Alles was man von Küchengeräth, Bettzeug und Colonialwaaren nöthig hatte, mußte man auch mit-

*) Das Gut Chudleigh hat seinen englischen Namen von einer früheren Besitzerin desselben, der Herzogin von Kingston, die eine Zeit lang am Hofe Katharinas II. lebte und es nach ihrem Mädchennamen so benannte.

nehmen, denn die Strandhäuser waren nur nothdürftig möblirt, und es lag auf ein paar Stunden kein größerer Ort in der Nähe von Ehudleigh. Es wurde daher ein Fuhrmann gemiethet, der mit einem Wagen voll Sachen unter Dorchens Aufsicht schon einen Tag früher aus Dorpat aufbrechen sollte.

So gab es nun eine große Kramerei und Packerei für die arme Mama, und mancherlei Unbequemlichkeit am letzten Tage und in der letzten Nacht, denn da die Betten weggeschickt waren, mußten die Kinder auf Stühlen und Sophas schlafen, und da Dorchen nicht mehr da war um zu kochen, mußte man zum Mittagessen in die Gartenrestauration des Handwerkervereins gehen. Aber das alles machte den Kindern nur großes Vergnügen, weil es doch etwas Neues und ganz Anderes war.

Endlich war der Tag der Abreise gekommen. Der Papa schloß die Koffer und hatte nur immer die Kinder abzuwehren, die im letzten Augenblick Gott weiß was alles von altem Spielzeug herzutrugen, das durchaus noch eingepackt werden sollte. Zuletzt ertheilte er jedem Kinde die Erlaubniß ein Stück in der Hand in den Wagen mit zu nehmen.

Da ging Aenni zur Mutter:

„Bitte, liebe Mama, gieb mir ein Bändchen."

„Wozu mein Kind?"

„Ja ich will zwei Schäfchen mitnehmen, und da muß ich sie bezeichnen."

„Warum denn das, die Andern haben ja keine Schäfchen, und es ist also keine Gefahr sie zu verwechseln vorhanden."

„Aber, denk doch, wenn sie mir beim Fahren aus dem Wagen springen und auf die Weide laufen zu anderen Schafen, wie soll ich sie dann wieder erkennen?"

Und Aenni ruhte nicht eher, als bis ihre beiden Schafe rosa Halsbänder bekommen hatten, mit denen sie, „ganz wunderhübsch" aussahen.

Die Abreise war auf den Nachmittag festgesetzt, da der Vater glaubte, es wäre am besten die linde, helle Sommernacht durch zu fahren, weil dann die Kinder schlafen und still sein würden. Endlich stand die Equipage vor der Thür: eine bequeme, geschlossene Kutsche, die ein guter Freund für diese Reise dem Papa geliehen hatte, und 4 Postpferde davor.

„Ich will ein Postknecht werden,
Mit Stiefel und mit Sporn,
Dann fahr ich mit vier Pferden,
Und hab ein goldnes Horn!"

So sangen die Kinder schon den ganzen Tag, und als es endlich wirklich zum Fahren kam, da verlangte Willi durchaus auf den Bock steigen und kutschen zu dürfen. Das ging nun freilich nicht an, aber später sollte der arme, kleine Schelm doch auf den Bock kommen, wenn auch aus einem fatalen Grunde, denn man war kaum einige Werst gefahren, als Willi ganz blaß wurde und klagte:

„Mir ist so schlecht zu Muth, so schlecht", und schließlich ganz seekrank wurde. Er war noch nie in einer geschlossenen Kalesche gefahren, und das hatte die Uebelkeit zu Wege gebracht, obgleich die Glasfenster des Wagens alle herabgelassen waren. Nun stieg der Vater auf den Bock und nahm Willi auf den Schooß, bis der Schwindel übergegangen war. Später vertrug er dann das Fahren im Wagen auch ganz gut.

Auf dem Bock aber war es doch am schönsten, denn der estnische Postillon fand Gefallen an dem feinen, kleinen Jungen und gab ihm die große Peitsche zu halten und auch die Enden von den langen Leinen, und so dachte Willi, er kutschire die vier Pferde, und versicherte Jedem, als er gekutscht hätte, da wäre man doch am aller schnellsten gefahren.

Auf der ersten Station, Iggafer, ließ die Mama den Kindern Milch und Kaffee geben, denn sie waren natürlich schon wieder „furchtbar hungrig", und dann wurden andere Pferde vorgespannt, und weiter ging es mit einem neuen Postillon, der hatte wirklich ein „goldenes" Horn und verstand darauf sehr schön zu blasen. Er blies den Kindern ein Lied nach dem andern vor, denn er war sehr stolz auf seine Fertigkeit, hatte er doch vor Jahren einmal den Kaiser gefahren, und der Kaiser hatte sein Blasen gelobt und ihm ein schönes Trinkgeld dafür geben lassen.

Als man sich der zweiten Station nährte, war es schon später Abend, und die Mama sagte, sie sei sehr müde. Sie war nicht sehr stark, die liebe Mama, und all die Arbeit der letzten Tage hatte ihre Kräfte sehr in Anspruch genommen, und so wurde beschlossen, lieber auf der Station zu schlafen und am Morgen früh weiter zu fahren.

Die Kinder waren noch gar nicht schläfrig und wollten lieber immer fort fahren, denn es gab so viel zu sehen für sie, und sie dachten auch, es klänge so großartig, wenn sie erzählen könnten, sie wären eine ganze Nacht durchgefahren.

„Wenn wir schlafen, dann vergessen wir am Ende bis morgen wie viel Heerden wir haben," sagte Aenni, „und ich habe doch mehr als Elly."

Sie hatten nämlich immer aufgepaßt, wie viel Vieh sie rechts oder links vom Wege weiden sehen würden. Jede Heerde rechts

gehörte Aenni und jede links Elly, und Aenni war mittlerweile fast so reich geworden wie der Erzvater Jacob an Kühen und an Schafen.

Willi besaß nichts, nur einen Hasen hatte er über's Feld laufen sehen, den die Schwestern nicht gesehn hatten, und das war daher sein Hase.

Der Vater sah nach der Uhr: „Bis wir die Station erreichen, wird es zu spät zum Abendbrod für die Kinder," sagte er zur Mutter, „es ist besser, Du giebst ihnen jetzt etwas aus dem Speisekorb, und sie gehen gleich schlafen, wenn wir angekommen sind."

Dieser Vorschlag fand ungetheilten Beifall, denn Appetit hatten diese drei immer, und man brauchte nur vom Essen zu sprechen, so waren sie gewiß hungrig.

Nun wurde also die „Speisepaudel", wie es auf curisch heißt, hervorgezogen und munter getafelt im Wagen, denn die gute Mama hatte hübsch vorgesorgt, und es fanden sich gebratene Hühner und hartgekochte Eier, geräucherte Zunge und Käse, Brod und Butter, und auch einige Kuchen in dem Vorrathskorbe, ohne welchen vor Zeiten nie eine Familie über Land fuhr. Eine Flasche mit Milch für die Kinder und eine mit Wein für die Großen, fehlte auch nicht, und so konnte man speisen wie ein König, und es schmeckte viel besser, als wenn man an gedeckter Tafel gesessen hätte.

Endlich wurden die Kinder auch etwas müde, und als die Pferde nach einem letzten, raschen Anlauf vor dem Stationsgebäude hielten, da stiegen sie schon ein wenig schlaftrunken aus und lagen bald darauf im süßesten Schlummer, in den zwar etwas harten aber sauber bedeckten Betten der Gastzimmer. Aenni und Elly mußten freilich in einem Bett schlafen, aber es war dafür so lang, daß ihre Füßchen in der Mitte noch nicht zusammenstießen. Für Bruno aber wurde ein großer, länglicher, offner Waschkorb hereingetragen, und in demselben richtete ihm die Mama mit einigen Kissen ein schönes, weiches Lager her. Der Korb wurde dann neben ihrem Bett auf zwei Stühle gesetzt, und da schlief der kleine Herr sehr sanft bis zum andern Morgen.

Capitel VIII.

In Chudleigh.

Am nächsten Tage gegen fünf Uhr Nachmittags, langte man in Chudleigh an, und zwar etwas früher als man erwartet worden war. Die bestellte Wohnung wurde eben noch gelüftet und gescheuert, aber in einer Stunde sollte Alles in Ordnung sein. Dorchen und die Fuhre mit den Sachen waren auch noch nicht angekommen, jedoch hatte man sie erst auf der letzten Station überholt. Die Kinder waren darüber in großen Jubel ausgebrochen, und auch die Eltern hatten sich gefreut, da man nun sicher sein konnte, heute Abend noch Alles beisammen zu haben.

Bei der Ankunft waren die Kinder etwas enttäuscht, als man nicht bei dem stattlichen Gutsgebäude vorfuhr, sondern demselben schräg gegenüber bei einem unscheinbaren Nebenhause ausstieg, das sich nur durch eine schlichte Vortreppe oder Veranda von den übrigen Wirthschaftsgebäuden ringsum unterschied. Auch das Innere desselben entsprach durchaus nicht ihrer Erwartung.

„Nur drei Zimmer," meinte Aenni altklug, „wie sollen wir da Alle Platz haben, das macht mir ordentlich Sorge!"

„Laß es nur gut sein, und sorg Dich nicht," tröstete die Mutter lächelnd, „am Strande braucht man keine große Wohnung, denn man lebt eben nicht in den Zimmern, sondern draußen. Und nun wollen wir Alle gleich einmal in den Park und an das Meer gehen; bis wir zurückkommen, ist es hier wohl schon wohnlich geworden."

Diesem Vorschlag folgte Alles willig, denn die Kinder hatten noch nie das Meer gesehen, selbst auf der Fahrt hierher war es ihnen nicht zu Gesicht gekommen.

Zwischen dem herrschaftlichen Wohnhause und dem an die Badegäste vermietheten, das zwei Wohnungen enthielt, deren zweite von Onkel Paul und Tante Alice gemiethet war, lag ein großer, freier Rasenplatz, und an denselben stieß der Allen zugängliche weite Park. Unten am Meer lag noch ein kleines im Sommer vermiethetes Häuschen — mehr als vier Familien konnten in Chudleigh nicht Unterkunft finden.

Das estländische Ufer des finnischen Meerbusens besteht durchgängig aus Kalksteinfelsen und fällt meist sehr schroff, gegen 100 Fuß hoch, zum Meer ab. Dieses hohe Kalksteinufer wird der „Glint" genannt. Das Gut Chndleigh liegt hoch auf dem Glint, aber der Park erstreckt sich, zu beiden Seiten eines rauschenden Baches, bis hinab zum Meer.

Dahin führte nun der Vater seine kleine Schaar. Man ging unter hohen, alten Bäumen, längs des lustig plätschernden Baches, den hier und da ein schmaler Steg überbrückte, und der sich sein Bett so tief in den Felsengrund gegraben hatte, daß es ganz dämmerig und kühl in der Schlucht war, selbst an heißen Sommertagen, wenn in den oberen Theilen des Parks blendender Sonnenschein auf den weiten, grünen Rasenflächen ruhte.

Die Kinder suchten und pflückten Feldblumen und hatten schier vergessen, wohin sie eigentlich gingen, als plötzlich die enge Schlucht sich erweiterte, und die Mama freudig:

„Das Meer, das Meer!" ausrief. Sie kannte und liebte es von Jugend auf, und jubelte den Meereswogen entgegen, wie alten, lieben Freunden, die ihr Grüße aus schöner, sonniger Zeit in's Ohr rauschten. Auf die Kinder dagegen machte es nicht den Eindruck, den die Eltern sich davon versprochen hatten. So schön die Landschaft war, welche sich da vor ihnen ausbreitete, die Wiesenblumen und die bunten Steine am Meeresufer nahmen sie viel mehr in Anspruch, als alle Schönheit der Scenerie ringsum.

„So viel Wasser," sagte Aenni trocken, und Willi fragte ordentlich entsetzt:

„Und in dieser großen Wanne sollen wir baden? Wo soll ich mich denn da anhalten, sie hat ja keinen Rand."

Auch Elly beschäftigte vorherrschend der Gedanke an das Baden, und Willis Bild von der großen Wanne nahm alle ihre Gedanken gefangen.

„Wer gießt denn das Wasser aus, wenn es schmutzig geworden ist?" fragte sie, aber auf eine Antwort zu warten hatte sie keine Zeit, es lagen gar zu schöne runde Steine zu ihren Füßen, und nach denen suchten nun alle drei.

Nur der Papa und die Mama standen still und freuten sich des herrlichen Bildes, das Meer und Ufer ihnen bot, trotz der gedämpften Farben in, denen es gehalten war. Nicht blau oder grün leuchtend wie das Meer des Südens, nur grau in grau rollten die Wogen da an

den Strand, aber gewaltig und schön bleibt ihr Anblick stets, und malerisch faßte das Felsenufer hier sie ein. Bald nackt und hell im Sonnenschein erglänzend hob sich rings der Glint in die Höhe, bald bis zum Wasser hinab mit Strauch und Baum dunkel grün bewachsen, dazwischen durch herabrinnende weiße Bäche tief eingeschnitten.

Nur an wenig Stellen bleibt zwischen der senkrechten Uferwand und dem Wasser so viel Raum, daß ein Pfad sich hinziehen kann, aber gerade bei Chndleigh giebt es einen solchen schmalen Weg, hart am Meer und doch ganz in Grün eingebettet. Es ist ein lauschiger, reizender Gang, der bei zwei kleinen Strandhäusern, die sich ein Gutsbesitzer aus der Nähe da errichtet hat, mündet, und hier sich landeinwärts wendend, sanft ansteigt in den Wald auf der Uferhöhe. Aus dem Walde gelangt man dann auf die Landstraße, unweit der Poststation Chndleigh, die mit dem Gutshof durch eine breite Allee verbunden ist. Dieser Spaziergang wurde der Mama der liebste von allen. Sie wurde nicht müde sich seiner zu freuen, nachdem sie ihn an jenem ersten Abend kennen gelernt hatte, bis zum letzten Tage der schönen Sommerzeit am Strande.

Als man wieder nach Hause gekommen war, fand man Dorchen und die Sachen bereits vor, und die Wohnung in Ordnung. Nur für die beiden Dienstmädchen waren keine Betten vorhanden, und die wurden neu „gebaut", wie die Kinder sagten. Ueber zwei leere Kisten wurden ein paar Bretter gelegt und auf dieselben ein dicker Heusack. Auch die Kinder schliefen auf Heu, und das duftete so süß und knitterte so eigenthümlich, daß sie großes Gefallen daran fanden. Nur Bruno hatte sein weiches Bettchen in seinem mitgebrachten Wägelchen, in welchem er auch hinausgefahren werden konnte in den Park.

Auf der Veranda wurde jetzt in aller Eile der Tisch zum Abendbrod gedeckt, zu welchem der Rest der Speisekorbvorräthe gerade ausreichte. Da fanden sich aber noch eine Menge ungebetener Gäste dazu ein: eine ganze, große Schaar Hühner und Enten, und auch zwei hübsche, langhaarige Jagdhunde, die mit klugen Augen erst hungrig aus der Ferne zusahen, aber bald näher und näher heran kamen. Die Kinder warfen ihnen erst kleine, dann immer größere Brodstückchen hin und freuten sich, wie geschickt sie dieselben auffingen.

„Nun ist es aber genug," sagte der Vater, „sonst bleibt ihr selbst hungrig, denn mehr Brod als dieses Endchen haben wir heute nicht."

Kaum hatte er das ausgesprochen, als einer von den Hunden, der allmälig eine Stufe der Treppe nach der andern erstiegen hatte,

mit raschem Zuschnappen das Brod erwischte und sich eiligst mit demselben aus dem Staube machte.

Elly und Willi fanden das sehr komisch, sie lachten und freuten sich, Aenni dagegen war erschrocken und brach plötzlich in Thränen aus: „Unser letztes Stück Brod," schluchzte sie, halb wehmüthig über den schweren Verlust, halb entrüstet über den frechen Dieb, „und ich bin noch so hungrig."

Während die Mama sie tröstete und noch ein paar Zwieback und einige kleine Kuchen aus dem Vorrathskorb hervorholte, entspann sich am andern Ende des Tisches folgendes Gespräch zwischen Elly und Willi.

Elly (mit würdevoll ernster Gouvernantenmiene) „Von wem haben wir das Brod, Willi?"

Willi (ohne Besinnen) „Von Mama."

Elly (zurückweisend) „Falsch — vom lieben Gott — Mama schneidet es nur ab."

Mit dem letzten Bissen im Munde verlangten die Kinder heute schon in's Bett, denn die lange Fahrt und dann der Spaziergang hatten sie müde gemacht. Die Eltern folgten bald ihrem Beispiel, und bald schlummerte Alles in tiefem Frieden.

Am andern Morgen wurde die Mutter durch Willis Stimmchen unter ihrem Fenster erweckt.

„Hühner, Hühner! kommt, kommt!" rief und lockte der Kleine.

Die Mama stand rasch auf und stieß den Fensterladen zurück — was erblickte sie da! Willi mit bloßen Füßen, aber seine Stiefel in der Hand, und ohne alle weitere Bekleidung als sein weißes Hemdchen, lief auf dem Rasenplatz im Hof den Hühnern nach, die scheu vor ihm nach allen Seiten auseinander flatterten.

Lieschen, die mit den drei ältern Kindern in einem Zimmer schlief, während die Eltern und Bruno das andere inne hatten, war am frühen Morgen in die Küche hinausgegangen, um Dorchen beim letzten Auspacken zu helfen. Unterdessen war Willi erwacht und aus dem Bett geklettert, und, da ihn nur eine halb offene Thür von der Veranda trennte, hinausgeschlüpft, wobei er von allen Kleidungsstücken nur seine Stiefel mitzunehmen Zeit fand. Dieselben anzuziehen war ihm gar nicht einmal eingefallen.

Ehe die Mama den kleinen Deserteur einfangen konnte, war derselbe dem Papa in die Arme gelaufen, welcher von einem Morgenspaziergang

heimkehrend, nicht wenig erstaunt war seinen kleinen Sohn in so luftiger Toilette auf dem Hof zu finden.

Da der Tag sehr warm und sonnig war, sollte schon heute mit dem Baden begonnen werden, und bald nach dem Frühstück begab sich die Mama mit den Kindern hinab zum Meer. Der Strand bei Ehubleigh ist aber so steinig, daß man nicht vom Ufer in's Wasser springen kann. Es wird daher ein langer, hoher Steg gebaut, an dessen Ende eine Badehütte errichtet ist, von welcher eine Treppe in's Meer führt. Beim Gang über diesen Steg wurde Willi ganz schwindelig und ängstlich. und als er gar von der Badehütte aus hinab sah in das leise schaukelnde und glitzernde Wasser, das ihm so unabsehbar tief erschien, da war es um all seinen Muth geschehn, und er erklärte unter Thränen, er sei viel zu klein für so viel Wasser und er wolle lieber nicht baden.

Aenni und Elly dagegen überwanden tapfer die erste bange Scheu und stiegen Stufe für Stufe hinab in die klare Fluth, bis ihnen die kleinen Wellchen an die Nase schlugen. Da nahm die Mama sie auf den Arm und lehrte sie sich lang ausstrecken auf dem Wasser und „schwimmen" wie sie es nannten, mit der Mutter Arm und Hand als Stütze. An andern Tagen geleitete sie sie auch näher zum Ufer, bis das Wasser so flach war, daß sie ruhig drin stehen und plätschern konnten nach Herzenslust. Für sie war daher das Baden jeden Tag ein neues köstliches Vergnügen, welches sie Willi nicht genug anpreisen konnten. Willi aber ließ sich von den kleinen Nixen nicht verlocken, er trotzte sogar Hohn und Spott und blieb seinem Entschluß getreu, nicht im Meer zu baden. Warmes Wasser, wie es für Bruno besorgt wurde, das ließ er sich gern gefallen, aber kaltes, dafür dankte er.

Nach acht Tagen trafen Onkel Paul und Tante Alice in Ehubleigh ein, und das andere Haus am Glint wurde auch von einer Dorpater Familie bezogen, die aus Vater, Mutter und drei Kindern bestand, zwei Knaben und einem kleinen Mädchen. Letzteres, Mariechen genannt, war ein Jahr älter als Aenni, und die Brüder, Fritz und Otto, waren schon recht große Jungen, aber es waren liebenswürdige, gute Kinder, die harmlos mit den Kleinen spielten und sie dabei mit aller Umsicht vor Schaden behüteten. In Dorpat hatte man sich nicht gekannt, hier schloß man eine „dicke Freundschaft," und auch die Eltern machten sich Besuche und sahen sich oft und gern.

Fast alle Nachmittage traf sich die ganze kleine Badegesellschaft im Park, und machte dann einen gemeinsamen Spaziergang hierhin und

dorthin. Die Kinder aber gingen immer am liebsten in den Wald, denn es war jetzt Erdbeerenzeit, und im Walde war der Boden roth von den schönsten, süßesten Beeren. Was war das für eine Luft, und wie eifrig waren sie Alle beim Suchen! der Papa warnte nur stets:

„Gebt Acht, daß ihr nichts Unreifes abreißt und eßt, damit könnt ihr euch schaden!"

Da kamen denn die Kinder anfangs oft zu ihm gelaufen und fragten: „Ist diese Beere reif? kann ich die essen?"

Einmal brachte Aenni ihm eine große, große Erdbeere, die war auf einer Seite wohl ganz dunkelroth aber auf der andern noch ganz weiß.

„Was meinst du Papa, ist die schon gut?"

„Die ist nur halbreif."

„Nun dann eß ich sie nur halb auf," sagte Aenni und schob sie in den Mund.

Einmal erlaubte die Mutter den Kindern auch mit Fritz, Otto und Marie in den Wald zu gehen, um Beeren zu suchen. Jedes Kind nahm ein Körbchen mit, und es währte nicht sehr lange, da kamen sie im Triumph zurück und brachten sechs volle Körbchen mit, so viel, daß es ein ganzes Abendessen abgab.

Später hin gab es statt der Erdbeeren Rietzchen (Pilze) zu suchen: gelbe Hahnenkämme und rothe Birkenschwämme und braune Herrnpilze, Borawiken genannt, aber die Kinder fanden, es sei ein schlechter Tausch. Das Suchen machte ihnen wohl eben so viel Spaß, aber das Essen durchaus nicht. Sie schlugen daher immer vor, die Rietzchen Onkel Paul zu schenken. „Der liebt sie sehr," versicherten sie und waren von Herzen froh, wenn sie die ganze Ausbeute ihres Streifzuges in Taute Alicens Küche wandern sahen.

Capitel IX.

Eine Bootpartie.

Eines Tages war Mariechens Geburtstag, und ihre Mutter hatte die ganze Badegesellschaft zur Chocolade in den Park gebeten. „Aber Jeder bringt seine Tasse und seinen Theelöffel mit," sagte sie dabei, „denn was ich in meiner Wohnung an Geschirr vorgefunden habe, das reicht gerade nur für meine Familie."

Das gab nun einen ganz besondern Spaß. Zu Gast zu gehen mit Tasse und Theelöffel ausgerüstet, das war noch Niemand passirt; und wie wurde Tante Alice geneckt, als es sich ergab, daß ihre Tasse die größte von allen war!

Im Park war eine Schaukel und ein Rundlauf, und Bälle und Reifen hatte man mitgebracht, da konnte dann die Kinderschaar nach Herzenslust sich tummeln und spielen, während die Eltern in einer Laube saßen und plaudernd dem bunten Treiben zu sahen.

Plötzlich gab es eine ungewöhnliche Bewegung im Kreise der Kinder, alle drängten sich um Fritz zusammen, der vorsichtig etwas in der Hand haltend, sich der Laube näherte. Er hatte einen kleinen Vogel gefangen, der noch nicht recht zu fliegen verstand, und Alle wollten ihn sehen und liebkosen.

„Wie reizend er ist!"

„Was für runde, schwarze Augen er hat!"

„Was für einen spitzen Schnabel!"

So scholl es von den Kinderlippen, und das Vögelchen ging von Hand zu Hand um recht bewundert zu werden. Nur Aenni wollte es nicht anfassen und ermahnte immer die Andern, es nur ja nicht zu hart zu berühren.

„Wenn der kleine Vogel nun zurückfliegt zu seiner Mutter," sagte sie, „und ihr erzählt wie ihr ihn gedrückt habt, dann wird sie ja sehr weinen müssen."

Die Mama sah ihr Töchterchen freundlich an und schlug vor, das Vöglein wieder dorthin zu bringen, wo Fritz es gefunden habe, und ihm dort die Freiheit zu geben. Willi wollte es wohl gern behalten und

in einem Käfig mit nach Dorpat nehmen, aber den kleinen Mädchen that das Thierchen leid, und sie stimmten der Mama bei und ließen es wieder fliegen. Wenn sie dann in den folgenden Tagen einen Fink recht hell und fröhlich schlagen hörten, so sagten sie:

„Das ist gewiß unser Vogel, der uns grüßt," und hatten rechte Freude an diesem Einverständniß mit dem kleinen, gefiederten Sänger.

Mariechens Geburtstag sollte aber nicht bloß mit einer Chocolade gefeiert werden, es kam noch etwas viel schöneres hinterher.

Die Eltern riefen alle Kinder zusammen um an's Meer hinabzugehen. Da lagen zwei große Fischerböte im Wasser, jedes mit zwei Ruderern bemannt, um sie hinauszufahren auf das spiegelglatte, im Abendsonnenschein ruhende Meer.

Es waren aber viele große Steine im Wasser, und die Böte konnten deshalb nicht hart an's Ufer kommen. Die Fischer mußten ein paar Schritte durch das Meer waten und Einen nach dem Andern in das Boot tragen. Von den Kindern nahmen sie auch gleich zwei mit einem Mal, und die lachten und freuten sich königlich darüber.

Nun waren endlich Alle drin, und die Böte wurden flott gemacht und schwammen leise schaukelnd hinaus in die See. O, wie war das so schön! Wie sahen die hohen Bäume auf dem Glint so freundlich grüßend zu ihnen hinüber, wie hasteten die Wellchen des Baches den Böten nach und konnten sie doch nicht erreichen! Ganz still saßen die Kinder und sahen auf die großen, glitzernden Tropfen, die von den Rudern herabfielen bei jedem Schlag. Da beugte sich Elly etwas über den Rand und sah plötzlich im tiefen, klaren Wasser ihr Spiegelbild, das ihr mit großen Augen ernsthaft entgegenblickte.

„Ach, ich bin hineingefallen!" schrie das kleine Mädchen auf, ganz verwundert, daß sie es noch gar nicht bemerkt habe. Als ihrem entsetzten Ausruf aber nur das fröhliche Lachen der Andern antwortete, da besann sie sich und schämte sich ein bischen ihrer Dummheit. Die Spiegelung des Wassers aber zog das Kind doch ganz geheimnißvoll an, und immer wieder grüßte und winkte es sich selbst zu, und als einmal das zweite Boot sich etwas entfernt hatte, und man alle seine Insassen ganz deutlich im Wasser wiedergespiegelt sah, da sagte Elly ganz gedankenvoll:

„Komisch, im andern Boot sitzt Jeder auf seinem eignen Kopf!"

Nun schwammen die Böte wieder nebeneinander, und Onkel Paul schlug vor, man solle doch ein Lied singen, das gehöre sich nun einmal

zu einer richtigen Bootfahrt. Aber Tante Alice, die beste Sängerin, war leider ganz heiser und konnte keinen Ton singen, und die Andern, namentlich die Herren, verstanden nicht viel von Musik. Einer konnte nur dies Lied singen und der Andere nur jenes. Einer kannte wohl die Melodie aber nicht die Worte, und bei dem Andern war das Umgekehrte der Fall. Man versuchte endlich:

„Wir hatten gebauet ein stattliches Haus," aber es ging nicht besonders, und man gab das Singen endlich auf und sah stumm dem herrlichen Sonnenuntergang zu. Wie eine feurige Kugel stieg die Sonne in das Meer hinab, und rosig glühende Wölkchen segelten über den blauen Himmel. Noch einmal erschien Alles wie in Licht gebadet, die Felsenküste, das weite, weite Meer und der unendliche Himmel, dann erblaßte nach und nach der lichte Schein, und der Abendwind ließ Erde und Meer leise erschauern in seinem kühlen Hauch.

„Da meinte der Papa, daß es Zeit zur Heimkehr sei, und von starken Ruderschlägen getrieben, näherten sich die Böte rasch dem Lande. Diesmal verfiel man darauf, an der Treppe des Badehauses anzulegen und dort auszusteigen; das ging viel rascher und bequemer.

Als Alle am Ufer standen und noch mit einem letzten Blick hinausschauten über das Wasser, da stießen die vier estnischen Fischer von neuem in See, und aus voller Brust stimmten sie dabei ein Lied an:

„Wir hatten gebauet ein stattliches Haus," klang es rein und mächtig zum Lande herüber.

„Die singen ja viel hübscher als wir," sagte Aenni und brach damit den Bann, unter welchem die ganze Gesellschaft stumm lauschend da stand. Einer blickte den Anderen verstohlen an, und Onkel Paul schüttelte laut auflachend die Faust gegen die den Blicken entschwindenden Sänger:

„Solche Spitzbuben," sagte er, „sie ließen es ohne eine Miene zu verziehen zu, daß wir uns vor ihnen mit unserem Gesang blamirten, und zeigen uns nun, wie wir es hätten machen müssen. Das ist ein köstlicher Spaß!"

Capitel X.

Ein schreckliches Abenteuer.

Mehrere Tage waren vergangen, und immer neue Freuden bot das Strandleben den Kindern wie den Großen, wenn es sich auch zuweilen ereignete, daß die Kinder ganz besonderes Vergnügen an etwas fanden, was die Mama gar nicht entzückte.

So hatte es eines Tages geregnet, und Aenni, Elly und Willi wollten gleich darnach wieder hinauslaufen. Der Mama schien es noch zu naß, und Lieschen hatte keine Zeit sie zu begleiten. Da sagte die Mutter, um die unruhigen Kinder zu beschäftigen, sie sollten einmal ein Buch, das sie Mariechens Eltern versprochen hatte, hinbringen und dann wieder zurückkommen. Es währte aber eine ganze Zeit und sie kamen nicht wieder. Der Papa fürchtete, sie könnten sich auf den noch regentriefenden Parkwiesen nasse Füße holen, und ging nachsehen, wo sie so lange blieben.

Schon von Weitem hörte er die hellen Stimmen der Kleinen, und dem Ton nachgehend sah er sie etwas abseits vom Wege auf einem kleinen Hügel und bemerkte, wie sie eins nach dem andern sich niederduckten und pfeilschnell den Abhang hinunter rutschten. Als er näher kam, fand er, daß der Hügel an einer Stelle nicht mit Gras bewachsen war, sondern eine glatte Fläche von rothem Lehm aufwies. Der Lehm war vom Regen ganz schlüpfrig geworden, und nachdem Elly erst zufällig da hinunter geglitscht war, hatten die Kinder die Entdeckung dieser natürlichen Rutschbahn recht gründlich ausgenutzt. Die beiden kleinen Mädchen hatten sich ganz geschickt dabei benommen, entweder fuhren sie stehend hinab oder sie kauerten sich etwas zusammen und hielten ihre Röckchen dann fest in der Hand, aber Willi, der hatte es nicht anders einzurichten gewußt, als sitzend zu Thal zu fahren, und da er einen ganz hellen Sommeranzug an hatte, war es unbeschreiblich, wie er aussah. Von vorn noch ganz rein und weiß, von hinten dagegen dunkelroth wie ein Mandrill, und naß obendrauf. Er war aber so unbändig vergnügt dabei, daß es dem Papa nicht möglich war über die verdorbenen Kleider zu schelten, und er selbst bei der Mama ein gutes Wort einlegte, da es ja waschbares Zeug sei, was Willi an hatte.

Ein anderes Mal hatte anhaltender Landwind das Meer vom Ufer zurückgedrängt, und hinter dem Wall von kleinen Steinen am Fuß des Glint trat jetzt eine feste Bank von weißem Sand zu Tage. Dahin zog es nun die Kinder mächtig. Da konnte man graben nach Herzenslust und herrliche Kuchen formen aus dem feuchten, feinen Sand. Das Spiel war unschuldig genug, aber wie sahen zuletzt die Stiefel und Strümpfe und die Sänme der Röcke und Höschen dabei aus. Die Mama und Lieschen seufzten tief darüber, aber der Papa sagte, das habe ja nichts zu bedeuten, und deswegen solle man den Kindern die Lust nicht verwehren. Zum Strandvergnügen gehöre sich das Spielen im Saude ganz ohne Frage, und hier in Chudleigh sei es nur ein Ausnahmsfall, wenn man im Sande graben könne.

So gingen die Wochen hin in ungetrübtem Genuß, und schon fing man an von der Heimkehr zu reden, als noch ein „großes Abenteuer" den Kindern begegnete und sich in ihrem Gedächtniß fest eingeprägte, als eine der am meisten haftenden Erinnerungen an Chudleigh.

Der Papa war mit Onkel Paul „Steine klopfen" gegangen, wie die Kinder es nannten, d. h. die beiden Herren Professoren suchten nach Versteinerungen, an denen die Kalksteinlager der Küste überaus reich sind, und die Mama und Tante Alice gingen ihnen gegen Abend mit den Kindern durch den Wald entgegen.

Wenn man von der sonnenhellen, schattenlosen Landstraße kommend, in den schmalen Waldpfad einbog, erschien es fast, als würde es plötzlich Nacht, so dunkel war es unter den Bäumen. Unwillkürlich wurden selbst die Kinder stiller und ernster in der Dämmerung des Waldes. Aber da wuchsen so schöne, weiße, süßduftende Nachtschatten, ganz nahe am Wege, und die Kleinen sprangen hin sie zu pflücken. Auch die Mama folgte ihnen auf dem Fuß, denn sie liebte gerade diese wilde Blume.

Plötzlich fuhren sie Alle entsetzt zurück, und mit lautem Schreien flüchteten die Kinder zur Mutter, die bleich, mit weit geöffneten Augen auf die beiden, großen Ungethüme starrte, welche da unter einem Strauch schlafend lagen.

„Bären, Bären!" schrien die Kinder, und mit blutlosen Lippen wiederholte die Mutter das Wort: „Bären!"

Da hoben die gewaltigen, zottigen Thiere sich brummend in die Höhe, und die Mutter gewahrte zu ihrer unbeschreiblichen Erleichterung, daß jedes von ihnen einen Maulkorb um die Nase hatte. Zugleich regte

es sich auch hinter dem Strauch, und ein paar wüst genug aussehende Männer in grauen Kitteln kamen zum Vorschein. Es waren russische Bärenführer, wie sie vor Zeiten überall im Reich umherzogen, um ihre Thiere für einige Kopeken Kunststücke machen zu lassen.

Noch ehe die erschreckten Kinder recht zur Besinnung gekommen waren, hatten die beiden Russen sich auf ihren Vortheil bedacht; der eine hatte eine alte Violine hervorgeholt und fing einen Tanz zu geigen an, und der andere zog einen Sack über den Kopf, aus welchem er ein Paar Hölzer hervorstreckte, die fast wie ein Storchschnabel aussahen, und mit denen er wie ein Stroch zu klappern verstand. Brummend und sich schüttelnd erhoben sich bei diesen Tönen die Bären auf ihre Hinterbeine, und begannen sich langsam im Tanz zu drehen, dem in sonderbaren Sprüngen sich um sie bewegenden Mann im Sack nachfolgend.

Der Anblick dieses Schauspiels war denn doch zu merkwürdig und komisch, die Kinder vergaßen ihre Angst und fingen an zu lachen, und das hatte die Mama eben nur bezweckt, als sie die Bärenführer ruhig gewähren ließ. Zuletzt gab sie ihnen etwas Geld, wofür die Bären ihr einen schönen Kratzfuß machen mußten, und dann gingen beide Theile ruhig ihres Weges, die Kinder noch ganz voll von ihrem seltsamen Erlebniß, das dem Papa mitzutheilen sie vor Eifer brannten.

„Ich glaubte, sie würden uns auffressen," versicherte Elly ein Mal über das andere und war überzeugt davon, daß sie etwas sehr Lebensgefährliches erlebt hätte.

Capitel XI.

Das Affentheater.

Nun waren sie Alle wieder in der Stadt; vorüber waren die schönen Sommertage am Strande und herbstlich rauh blies der Wind um die Straßenecken. Die Mutter kochte Strickbeerensaft*) für den Winter ein und ließ die Doppelfenster vorsetzen,

*) Preißelbeeren.

und die Kinder mußten wieder im Zimmer spielen, was ihnen gar nicht gefallen wollte, bis es draußen kälter und kälter wurde, und sie mit rothen Näschen vom Spaziergang heimkehrten.

Da sagte der Papa eines Tages:

„Was meint ihr, würdet ihr wohl gern einmal mit mir in das Affentheater gehen? Ich habe in der Zeitung gelesen, daß ein Mann in der Stadt ist mit einer ganzen Schaar kluger Affen und Hunde, die allerlei Kunststücke verstehen und täglich eine Vorstellung geben."

Die Kinder waren natürlich sehr gern dazu bereit, und freuten sich sehr darauf die klugen Affen zu sehen. Die Mama aber war etwas erkältet und mochte nicht ausgehen, und so nahm der Papa denn noch Lieschen mit.

Das war ein Vergnügen, so etwas hatten sie noch nie gesehen!

Man kam in einen großen, hell erleuchteten Saal, in welchem schon eine Menge Menschen saßen, hauptsächlich Kinder von jedem Alter. Von den Affen war einstweilen, zu Willi's großer Enttäuschung, noch nichts zu sehen. Der Papa sagte, sie seien hinter dem rothen Vorhang, der die Bühne vom Zuschauerraum trennte, und es würde noch Musik gemacht werden, ehe der Vorhang aufginge.

Und da kamen auch schon die Musikanten und fingen an ihre Instrumente zu stimmen.

„Diese Musik ist gar nicht hübsch," sagte Willi und hielt sich die Ohren zu. Als aber darauf ein munterer Marsch gespielt wurde, da nahm er die Händchen von den Ohren weg und hörte aufmerksam zu, mit den Augen jede Bewegung des Pauckenschlägers verfolgend, der gar nicht weit von ihm stand.

„Die Paucke ist doch das schönste Instrument!" sagte er überzeugungsvoll, als das Stück zu Ende war, und der Papa strich ihm freundlich über den Kopf und meinte, das käme auf den Geschmack an.

Aber da ging der Vorhang in die Höhe, und es erschienen vier weiße Pudel, die gingen auf den Hinterbeinen und hatten rothe Jacken mit goldenen Litzen an, und stellten die Diener eines vornehmen Hauses vor. Sie deckten einen Tisch und öffneten dann die Thür im Hintergrunde der Bühne weit, und herein trat nun eine ganze Affengesellschaft, als Herren und Damen gekleidet. Die Herren hatten goldgestickte Röcke und dreieckige Federhüte, die Damen seidene Kleider mit langen Schleppen und Blumen und Fächer. Die setzten sich an den Tisch und aßen und tranken, ganz wie die Menschen, und die Hunde reichten die Schüsseln

umher und nahmen die Teller fort, ebenso geschickt und sicher wie Lieschen zu Hause. Als die ganze Gesellschaft abgegessen hatte, standen die Herren und Damen auf, und machten einander zierliche Verbeugungen bis an die Thür, durch welche sie verschwanden, als im Zuschauerraum rauschender Beifall losbrach, und Alles wie toll in die Hände klatschte.

Elly sah sich entrüstet um:

„Warum klatschen sie denn so, darum sind nun alle Affen weggelaufen; wie dumm von den Menschen," sagte sie. Als ihr aber der Papa erklärte, daß die Affen nicht deswegen fortgelaufen seien, und daß man auf diese Art seine Anerkennung bezeige, da klatschte Niemand so eifrig und anhaltend wie Elly, und die Geschwister halfen ihr wacker dabei.

Nun kam ein zweites Stück, und dieses Mal waren es nicht Affen und Hunde, die auftraten, sondern ein ganz kleines, allerliebstes, schwarzes Pferdchen mit rothem Zaum und Geschirr, was beides mit blanken Schellen und rothen Quasten über und über besetzt war. Es sah ganz wunderhübsch aus und war so klug! Es knieete nieder, und es stellte sich todt, es stand auf zwei Beinen und ging so über die ganze Bühne, es konnte ein Schnupftuch apportiren wie ein Hund und verstand vom Teller zu essen!

Willi strahlte vor Entzücken und war ganz stumm vor Bewunderung, plötzlich aber wandte er sich zum Papa und erklärte laut auf das Bestimmteste:

„Das will ich zu Weihnachten haben, Papa, das Pferdchen muß ich zu Weihnachten haben!"

Es war nur gut, daß bald wieder was anderes an die Reihe kam, denn sonst hätte er es schwer verschmerzt, daß der Vater ihm sagte, er könne das Pferdchen nicht haben, weil der Besitzer es nicht hergeben würde.

Zuletzt führten die Hunde und Affen eine ganze Schlacht auf und schossen mit Flinten und Pistolen auf einandern.

„Die Knäller sind gräßlich," sagte Willi und hatte nicht übel Lust nach Hause zu gehen, aber es fehlte noch das Ende von der Geschichte, und das mochte er doch nicht versäumen.

Ein Hund sollte während des Gefechts feige davon gelaufen und wieder eingefangen worden sein, und nun sollte er zur Strafe dafür schimpflich als Deserteur erschossen werden.

Aenni gerieth darüber in große Aufregung und rief plötzlich ganz laut: „Sie sollen ihn nicht todt schießen, ich will es nicht haben!“ und als der Schuß dennoch fiel, und der Hund sich todt auf die Erde hinstreckte, da brach das kleine Mädchen in heiße Thränen aus, die aber rasch genug versiegten, als der Todte sich wieder vom Boden erhob, ein Compliment machte und davon lief.

„Das war ein dummer Spaß,“ sagte Aenni darauf, noch unter Thränen lächelnd.

Endlich war die ganze Vorstellung aus, und die Kinder hasteten nach Hause, voller Ungeduld der Mama ihre Erlebnisse erzählen zu können. Und als sie dann zu Hause waren, da wollte das Erzählen und „Vormachen“ gar kein Ende nehmen. Alle drei sprachen stets zu gleicher Zeit, und man mußte eben die Mama sein um alles zu verstehen.

„Sei doch still,“ sagte Willi zur Schwester, „jetzt will ich sprechen, du nimmst mir alles fort.“ Als aber nun die kleinen Mädchen schwiegen und er berichten sollte, da erklärte er.

„Ja, nun weiß ich nicht mehr, was ich sagen wollte,“ und Elly bemächtigte sich sofort wieder der Rede und trug eine Geschichte nach der andern vor. Zuletzt wandte sie sich mit großer Würde an Lieschen und fragte:

„Hast du schon in deinem Leben so kluge Thiere gesehen?“ Als Lieschen verneinte, fügte sie mit einer Miene, als ob sie wenigstens achtzig Jahr erlebt hätte, hinzu:

„Ich auch nicht.“

Selbst das Abendessen zog die Kinder heute nicht von dem eben Gesehenen ab, und noch als sie zu Bett gingen, sprachen sie von nichts als von Hunden und Affen. Da wurde Bruno wach und schrie, und die Mama hieß die drei anderen Kinder nun hübsch still sein, damit der kleine Bruder bald wieder einschlafe. Darauf schlich sich Elly, schon im Hemdchen, auf Fußspitzen an Brunos Wiege und sah ihn zärtlich an, und dann mit ihren großen Augen ganz entzückt zur Mutter aufsehend, versicherte sie dieser:

„Bruno ist gerade so niedlich, wie der Affe mit der blauen Nase.“

Capitel XII.

Weihnachten.

Jetzt war es Winter geworden, und weißer Schnee hüllte Alles ein. Auf den Straßen klingelten die Glocken hell an den Schlitten, und im Zimmer prasselte das Feuer jeden Morgen in all den großen, weißen Kachelöfen. Wenn die Kinder spazieren gingen, dann mußten sie hohe Pelzstiefel und schwarze Sammethöschen anziehen, auch die kleinen Mädchen, und auf den Kopf setzten sie Pelzmützen und steckten die Hände in Muffe. Dick wattirt mußten die Mäntel und Paletots sein, aber dann fror man auch nicht bei aller Kälte.

Das Anziehen von den vielen Sachen war wohl recht langweilig, aber das Draußengehen war auch im Winter schön, und gar das Schlittenfahren und das Zusehen, wie die großen Menschen Schlittschuh liefen auf der tannenumsteckten Bahn auf dem Embach oder dem Teich im botanischen Garten.

Der Papa und die Mama liefen auch Schlittschuh und hatten den Kindern versprochen, daß sie es ebenfalls lernen sollten, wenn sie etwas größer geworden wären. Jetzt mußten sie sich damit begnügen alle drei auf einen Stuhlschlitten gesetzt und von dem Papa auf dem Eise gestoßen zu werden. Die Mama glitt auf ihren Schlittschuhen leicht beschwingt vor ihnen her und ließ sich haschen, oder sie legte auch Hand an den Stoßschlitten, und die Kinder fuhren dann „im Zweispänner" wie sie es nannten.

Es war so schön auf der Eisbahn, daß die Kleinen nie Lust hatten mit Lieschen früher nach Hause zu gehen als die Eltern, und einmal fing Elly sogar darüber zu weinen an, und die Mama mußte sie schelten. Als aber am zweiten Tage Elly wieder weinte, da sagte die Mutter sehr ernst:

„Wenn Du so unartig bist, dann gebe ich Dir keinen Kuß, wenn ich nach Hause komme." Und sie that es wirklich nicht, und Elly war den ganzen Abend traurig und still deswegen. Beim Schlafengehen aber schlang sie beide Aermchen um der Mutter Hals und bat:

„Jetzt krieg ich doch auch einen Gute-Nacht-Kuß, und morgen weine ich bestimmt nicht mehr auf der Schlittschuhbahn."

Und sie hielt getreulich ihr Wort, zu der Mutter Freude, die nun als sie heim kam alle drei ihre Kinder mit einem herzlichen Kuß begrüßen konnte.

So gingen die kurzen Wintertage hin und Weihnachten stand vor der Thür. Da gab es ein geschäftiges Treiben im ganzen Hause. Mama und Papa gingen so viel aus, beide zusammen, und kamen stets mit so vielen, in weißes Papier gewickelten Päckchen nach Hause, welche die Kinder nicht losmachen, ja auch nicht anfühlen durften. Die Thür zu Papas Arbeitszimmer stand tagelang geschlossen und Niemand durfte hinein, und wenn die Mama an den großen Wäscheschrank im Speisezimmer ging, dann durfte kein Kind „lauern" was da drin sei, neben den Tischtüchern und Laken, den Servietten und Handtüchern.

Einmal aber spielten die Kinder an ihrem Tischchen im Kinderzimmer und hörten wie die Mutter den großen Schrank aufschloß, und gleich darauf klingelte es so hell wie Schlittenglöckchen und Schellen. Alle drei liefen hin.

„Was war das, Mama, was klingelte im Schrank?"

„Christkindchen fuhr über das Haus," antwortete die Mama, mit den Worten des bekannten Kinderliedes, „habt Ihr es auch gehört?"

„Ja, ja, wir haben es ganz deutlich gehört," riefen da alle drei, und Aenni setzte fragend hinzu:

„Es ist also wirklich wahr?"

„Hat es Dir etwas für mich gegeben?" rief Willi, neugierig dem noch immer halboffnen Schrank näher kommend. Aber hineinzugucken bekam er doch nicht, denn die Mama schloß rasch die Thür, und er mußte sich mit der Versicherung begnügen, daß ein paar schöne Sachen auch für ihn in Christkindchens goldener Kutsche gewesen wären.

Tante Alice ließ nun die Kinder oft zu sich kommen, um ihnen ein neues Lied einzustudiren, mit dem sie die Eltern am Weihnachtsabend überraschen sollten, und das Lied hieß:

O du selige,
O du fröhliche,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt war verloren,
Christ ward geboren,
Freue dich, freue dich o Christenheit!

Willi sang es sehr brav, aber die Worte wollten nicht recht in seinen Kopf, bald hieß es bei ihm „gabenbringende Weihnachtszeit",

bald sang er „knabenbringende Weihnachtszeit", nur von „gnadenbringender" wollte er nichts wissen, das verstand er einmal nicht, trotz aller Erklärungen von Tante Alice. Und Elly schlug sich im letzten Augenblick auch immer wieder auf Willis Seite und sang von Gaben oder Knaben, je nachdem.

Aenni war das sehr anstößig, denn sie war ein ordentliches, kleines Mädchen, und der beständige Wechsel dieser zwei Worte ärgerte sie besonders.

„Was wollt Ihr denn singen, macht das doch ab, heißt es so oder so?" fragte sie endlich ganz ungeduldig die Geschwister.

„Ich singe gabenbringende Weihnachtszeit," erklärte Elly, „denn zu Weihnachten kriegen Alle Geschenke, und ein Geschenk nennt man auch eine Gabe, hat Mama mir gesagt."

Willi aber entschied sich für „knabenbringende Weihnachtszeit", „denn," sagte er, „das Christkindchen ist ein kleiner Junge," und so blieb der wichtige Punkt fraglich noch manches Jahr hindurch.

In der letzten Woche vor dem heiligen Abend hatte die Mama besonders viel zu thun, denn da kam die Bäckerei an die Reihe, wie fast in jedem Hause der drei baltischen Provinzen. Da wurden zuerst die Pfefferkuchen gebacken, jeder mit einer Mandel in der Mitte. In diesem Jahr durften die Kinder der Mama auch schon helfen, und die Mandeln aufdrücken, Aenni erhielt sogar die Erlaubniß die Pfefferkuchen mit geschlagenem Ei zu bestreichen. Und als das erste Backblech aus dem Ofen kam, wie duftete da das ganze Haus plötzlich nach Weihnachten, und wie süß mundete der erste Pfefferkuchen, den die Mama Jedem „zum Schmecken" gab.

Der Papa aber verstand es den Kindern noch einen besonderen Spaß zu bereiten, indem er sich von der Mutter ein großes Stück glattausgerollten Pfefferkuchenteigs geben ließ und mit dem Messer daraus allerlei Thiere schnitt, jedem Kind drei. Am schönsten gelangen ihm die Pferde, aber auch Hunde, Hühner und Schweinchen verstand er zu schneiden; leider brachen den letztern beim Backen nur zu leicht die schöngeringelten Schwänzchen ab.

Und wenn die Pfefferkuchen fertig waren, dann folgte Tag für Tag was anderes von süßem Gebäck: Macronen, Chocoladeplätzchen und Zuckernüsse. Am letzten Abend wurden die Wallnüsse vergoldet und der Wachsstock zerschnitten. Der Papa mochte den Geruch der Wachslichtchen am Weihnachtsabend nicht missen, und so durften die bunten Parafinkerzen den altmodischen Wachsstock nicht verdrängen.

Die Mama wußte aus großen Haselnüssen wunderschöne Trauben herzustellen, die sahen noch viel hübscher aus, als die einzelnen, goldenen Wallnüsse am Weihnachtsbaum. So lange die Kinder ganz klein waren, bekamen sie von diesen Vorbereitungen nichts zu sehen, aber jetzt erlaubten ihnen die Eltern schon dabei zu helfen. Sie durften die Fäden zu den Nüssen zerschneiden und sie denselben anlacken, und von Jahr zu Jahr lernten sie mehr der Mama zur Hand zu gehen, bis sie es zuletzt eben so gut verstanden wie sie, und ganz allein das Vergolden besorgen konnten.

Am Morgen des Christabends ging der Papa früh auf den Markt und kaufte den Weihnachtsbaum. Die Kinder standen in unruhiger Erwartung am Fenster, um ihn mit demselben heimkehren zu sehen.

Nirgend in der Welt giebt es wohl größere und schönere Weihnachtsbäume, als dort in der nordischen Heimath der Kinder. Dort giebt es noch weite Wälder und die liefern Mengen von Tannenbäumen in die Städte. In jedem Hause prangt ein stolzer Christbaum, der bei Leibe nicht auf den Tisch gestellt werden darf, nein, frei muß er mitten im Zimmer stehen und von der Diele bis zur Decke reichen, dann nur entspricht er völlig dem Weihnachtsbaumideal der Kinder.

Ist der Baum aufgestellt, so macht sich der Papa an das „Beputzen" (Ausschmücken), während die Mama noch das feine Weißbrod zum Fest backt, wobei die curischen Speckkuchen nie vergessen werden dürfen. Auch eine Mandeltorte, zum ersten Feiertage, muß gebacken werden, und so haben die Mutter und Dorchen viel zu thun und müssen früh aufstehen, damit bis vier Uhr Nachmittags, wo die Kirche beginnt, alles fertig und das ganze Haus sauber und festlich hergerichtet sei.

Damit nun die Kinder an ihrem schönsten Festtage, nicht in irgend einem Winkel eingesperrt, oder aber der Mama bei der Wirthschaftsarbeit störend werden und gar Schelte bekommen, so nimmt der Vater sie mit in den Saal, wo der Weihnachtsbaum steht, und sie helfen ihm beim Schmücken desselben. Wenn er hoch oben auf der Leiter steht, reichen sie ihm die Nüsse und Aepfel und Lichte zu, und unten am Baum, wo sie selbst ankommen können, da hängen sie jubelnd alles an was irgend Platz findet. Sie haben nocheinmal soviel Freude am Weihnachtsbaum seit sie ihn selbst putzen, als früher, wo er sie mit seinem reichen Schmuck überraschte und blendete, als sie doch schon nach ihren Geschenken schielten.

Gegen Mittag kommen der Mutter erste Weihnachtsgäste, wie sie sagt, das sind ihre Armen und die ferner stehenden Bediensteten des Hauses, wie die Wäscherin, die Milchfrau u. s. f. und holen sich ihre

Geschenke an Geld und Lebensmitteln, alten oder neuen Kleidern, Weißbrod und Pfefferkuchen, und wo in ihren Familien kleine Kinder sind, da haben Aenni, Elly und Willi auch beigesteuert zur Bescheerung, und bringen glücklich und stolz ihre neuaufgeputzten, alten Puppen oder Bilderbücher und anderes Spielzeug herbei. Später aber als sie älter geworden sind, da richten sie eine besondere Sparbüchse ein, als Armenkasse, und legen das ganze Jahr hindurch jeden kupfernen Einkopeken, dessen sie habhaft werden können, da hinein, um zum Weihnachtsabend für der Mutter Arme auch was kaufen zu können.

Endlich ist es vier Uhr, und man macht sich zum Kirchgang zurecht. Aenni und Elly sind schon im vergangenen Jahr mit den Eltern in der Kirche gewesen, aber Willi sollte zum ersten Mal mitgehen. Als die Schwestern ihm zuerst davon sprachen, war er sehr bereit dazu und bat selbst die Mama ihn doch ja auch mitzunehmen, aber später mußten ihm Bedenken gekommen sein; er sagte, er wolle lieber zu Hause bleiben, und dann erklärte er wieder, er würde sehr gern mitgehen, und gleich darauf hieß es doch nein, er wolle nicht.

Die Mama merkte nun, daß ihn irgend etwas beunruhige bei dem Gedanken an die Kirche, und zog ihn zu sich heran und fragte ihn freundlich, was es sei. Da wurde der kleine Junge ganz roth und sagte stockend:

„Ich möchte sehr gerne mitkommen — aber — wirst du dem Pastor auch gleich sagen — wenn er sieht, daß ich nicht alle Lieder mitsinge — das ich erst lesen lernen werde und darum nicht singen kann wie Aenni und Elly."

„Mein süßes Kind," beruhigte ihn die Mama, „das thut gar nichts, es sind sehr viele, kleine Kinder heute Abend in der Kirche, die noch nicht lesen und singen können, und der Pastor fragt gar nicht darnach. Du mußt nur hübsch still sitzen und darauf achten, was er vorliest und was die Andern singen."

Da athmete Willi erleichtert auf und versicherte, wenn der Pastor sich nicht über ihn wundern würde, werde er sehr gern mitgehn. So nahm ihn dann die Mutter an die Hand, und sie gingen Alle zur Kirche.

Wie schön sah es heut da drinnen aus! der ganze Altarraum war mit grünen Tannenbäumen umstellt, und vorn an den Stufen zum Altar standen zwei schöne, große Weihnachtsbäume mit vielen Lichten besteckt, die hell strahlten und flimmerten.

Und nun ertönte die Orgel, und mächtig brauste ein Choral durch die Kirche. Dann kam der Pastor und las aus der Bibel viel schöne

Sprüche, und es wurde wieder gesungen. Am schönsten aber war es als vom Chor lauter hohe, helle Kinder- und Frauenstimmen das schöne Lied anstimmten:

„O du selige,
O du fröhliche,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!"

und dann, als der Pastor die Geschichte vorlas von Christi Geburt in Bethlehem. Das Lied und die Geschichte, die kannte Willi gut, und er sah die Mama ganz verständnißvoll dabei an, und freute sich als sie ihm zunickte. Er verhielt sich auch so still und war so aufmerksam, daß die Mama ihre Lust an ihm hatte, und er selbst ganz verwundert war, daß die Stunde in der Kirche so rasch vergangen war.

Und nun ging es nach Hause. Tausend Sterne standen am Himmel und glänzten und funkelten so hell und freundlich zur Erde hinab. Weiß blinkte der Schnee im Sternenschein und knisterte und knarrte unter jedem Schritt. Es war echtes, schönes, nordisches Weihnachtswetter!

Zu Hause da stand die dampfende Kaffeekanne auf dem weißgedeckten Tisch, den Lieschen schon für die Kirchengänger hergerichtet hatte, und wie prachtvoll schmeckte jetzt der Mutter eigengebackenes Brod, die Mohnkuchen, die Apfel- und die Kümmelkuchen!

Als aber der Kaffee getrunken war, da mußten die Kinder in's Schlafzimmer gehen mit Lieschen, und die Thüren wurden fest zu gemacht, während im Saal Mutter und Vater, Tante Alice und Onkel Paul die Bescheerung aufbauten. Die Kleinen hörten das Hin- und Hergehen und leises Sprechen, und konnten durch's Schlüsselloch auch etwas Lichtschimmer sehen, aber die Zeit wurde ihnen doch entsetzlich lang, und Lieschen verstand es heute garnicht sie zu unterhalten. Da guckte die Mama einmal hinein.

„Seid ihr nun fertig, ist es schon Zeit?" riefen ihr Alle entgegen.

„Noch nicht, Ihr müßt noch etwas warten, aber dann wird es schön."

„Was sollen wir aber anfangen, wir haben zu gar nichts Lust!"

Die Mama sann einen Augenblick nach, dann sagte sie plötzlich:

„Was seh ich, Ihr seid alle noch in Werktagskleidern, und es ist doch heute Weihnachtsabend! Schnell Lieschen, alle Kinder müssen heute Sonntagskleider anhaben, daß sie recht festlich aussehn unter dem brennenden Baum."

Und nun hatten sie Alle etwas zu thun im Schlafzimmer und machten sich schön voll Eifer und Lust. Das half über die lange Wartezeit hinweg, und früher als sie gedacht, sahen sie es hell und heller werden im Saal. Mit einem Mal sprangen die Flügelthüren weit auf, die Glocke rief und hinein stürzten die Kinder dem leuchtenden Schein des Weihnachtsbaumes entgegen.

Als sie aber vor demselben standen und in die Flammen der hundert Lichtlein starrten, da überkam es sie so sonderbar, und sie wußten nicht wohin sich wenden. Da öffnete Tante Alice leise das Clavier und schlug ein paar Tacte an, dann fing sie an zu singen:

O du selige,
O du fröhliche,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!

und hell und freudig stimmten die Kinder ein, bald auf den brennenden Baum blickend, bald auf die Eltern, die selig lächelnd daneben standen, und sich an dem neuen Lied erfreuten, das sie heut zum ersten Mal von ihren Kinder singen hörten.

Auch Lieschen, mit Bruno auf dem Arm, war herbeigekommen, und Dorchen und die Hauswächterin mit ihren beiden Kindern, und Alle lauschten freudig und bewegt.

Willis Augen aber wanderten allmälig seitwärts und entdeckten ein Schaukelpferd hinter dem Weihnachtsbaum, und da war es mit seiner Aufmerksamkeit vorbei.

„Christ war verloren,
Welt ward geboren"

sang er, und kaum war der letzte Ton verklungen, so saß er auch bereits hoch zu Roß und schaukelte laut jubelnd hin und her, in einer Hand die Peitsche, in der andern die Fahne und auf dem Kopf die rothe Husarenmütze.

Aenni und Elly hatten auch etwas Herrliches auf ihrem weißen Tischchen gefunden: Ein Puppenhaus mit zwei Stuben und einer ganzen Familie kleiner Püppchen drin, die hatten alle Kleider zum An- und Abziehen, und wurden sofort entkleidet und in die schön für sie aufgemachten Betten gelegt. Sie wieder anzuziehen war aber jetzt keine Zeit, es gab zu viel zu besehen und zu bewundern. Aenni hatte auch Oskar Pletschs „Gute Freundschaft" auf ihrem Tischchen gefunden und sich dermaßen da hinein vertieft, daß sie nichts sah und hörte, bis das Buch durchgelesen war. Kochgeschirre und Zusammensetzspiel, neue Kleider

und Schürzen — alles, alles mochte Elly nehmen, für sie war nichts so schön wie das Bilderbuch!

Endlich mußten die Kinder aber doch auch sehen, was die Mama den Dienstboten und den beiden armen Kindern beschеert, und was die Großen sich gegenseitig geschenkt, und was der dumme, kleine Bruno erhalten, der noch gar nicht recht verstand, daß heute Weihnachten sei, und nur mit Armen und Beinen strampelte vor Vergnügen über die vielen Lichtchen am Baum.

Und dann fiel es Willi ein, daß er noch gar kein Bonbon gegessen habe, und daß Feigen und Mandeln und Rosinen auch sehr schön schmeckten. Aber so bald er sich ein Stück aus der großen Krystallvase auf dem Sophatisch geholt hatte, kehrte er doch gleich zu seinem Schaukelpferd zurück. Er hatte auch eine schöne, von der Mama gehäkelte Kutschleine gefunden, die hatte Glöckchen und Schellen, und die schlang er seinem Pferde um den Hals und kutschte es so.

Als Aenni die Glöckchen klingeln hörte, da lächelte sie ganz pfiffig und zupfte die Mama am Kleide:

„War das in Christkindchens Kutsche, als es über unser Haus fuhr?" fragte sie schelmisch, und die Mama nickte nur und drohte der kleinen Zweiflerin lächelnd mit dem Finger.

Onkel Paul hatte seine ganz besondere Freude an Willi, und hatte ihm einen Schlitten mit zwei Pferden zum Geschenk gemacht, die man aus und einspannen konnte, was Willi sehr gefiel. Er lief gleich zum Onkel ihm einen Kuß dafür zu geben, der Onkel wollte aber noch einen andern Dank dafür, er wollte haben, Willi solle sagen, daß er sein Neffe sei, was der Kleine aus unerfindlichen Gründen stets sich zu sagen weigerte. Jetzt hob ihn der Onkel hoch in die Höhe mit starkem Arm und fragte wieder:

„Nun sag mir einmal, was bist Du von mir?" Aber Willi, der Trotzkopf, machte ein schelmisches Gesicht und erwiderte kurz und bündig:

„Ich bin garnicht von Dir, ich bin nur von Mama und Papa," über welche tiefsinnige Wahrheit der Onkel so herzlich lachen mußte, daß er den kleinen Jungen losließ, der alsobald wieder auf seinem Schaukelpferd saß.

Nun wurde noch eine Kiste in die Stube gebracht, welche von der lieben Großmama geschickt worden war und für alle ihre Kinder und Großkinder schöne Geschenke enthielt. Das Auspacken war ein ganz besonderer Spaß. Da kam ein Päckchen nach dem andern zum Vor-

schein und auf jedem stand der Name des Empfängers und ein Spruch oder Verslein dazu, manchmal auch ein Räthsel, das man erst lösen mußte, ehe man die Papierhüllen abstreifen und das Ding selbst zu Gesicht bekommen durfte.

Aenni wollte den Spruch auf ihrem Geschenk selbst entziffern, was ihr auch gelang, und da wollte Elly natürlich das gleiche thun. Geschriebenes zu lesen fiel dem kleinen Ding aber noch etwas schwer, und es war ihm eigentlich nur der Mutter Handschrift geläufig. Trotzdem buchstabirte nun Elly mit etwas Nachhülfe von Tante Alice das Verschen glücklich zusammen. Jetzt mußte sie aber auch gleich Lieschen und Dorchen, Papa und Onkel Paul vorlesen, was Großmama ihr geschrieben. Dabei gerieth sie nun öfter in's Stocken und versicherte dann ernsthaft:

„Aenni's Verschen ist aber auch viel besser geschrieben als meins, mit viel schwärzerer Tinte," und nichts vermochte sie in ihrem guten Glauben an sich selbst irre zu machen.

Darüber brannten die Lichtchen am Baum tief herab und mußten ausgeblasen werden, und Weihnachtsduft erfüllte Stube und Haus, jener wundersame Duft, der sich aus so Verschiedenem zusammensetzt, das nur einmal im Jahr alles bei einander gefunden wird. Wachsstock und Tannenzweige, Pfefferkuchen und frisches Weißbrod.

Endlich bemerkten der Onkel Paul und der Papa, daß sie hungrig seien, und meinten die Speckkuchen und all die andern guten Dinge aus der Mutter Handkammer würden jetzt am Platz sein. Man ging also zum Thee. Die Kleinen konnten freilich nicht viel essen, ausnahmsweise dies einzige Mal im Jahr, sagte der Papa, aber den Großen schmeckte es sehr schön. Sie saßen auch später noch bei einem Glase Punsch gemüthlich beisammen, und die Mama ruhte ihre müden Glieder behaglich aus. Die Kinder aber gingen heute auch später zu Bett mit der alljährlich sich wiederholenden Versicherung: so schön wie dies Mal sei Weihnachten noch nie gewesen.

Zweiter Theil.

Capitel I.

Bruno.

Bruno war ein kleiner kurioser Kauz und sehr verschieden von allen seinen Geschwistern. Waren jene alle drei hübsche Kinder, so war er dafür um so häßlicher und sah schon, als er ganz klein war, wie ein altes Männchen aus. Das wußte seine Mama sehr wohl und lachte daher nur, wenn Fremde ihr gegenüber es nicht herausſagen wollten, sondern sich Mühe gaben, etwas Hübsches an ihm zu finden.

„Er ist unser häßliches Entlein," sagte sie dann, „vielleicht wird er auch noch einmal ein Schwan, aber einstweilen ist nicht viel Aussicht dazu vorhanden."

Alles an ihm war groß und farblos. Sein Kopf war groß, seine Hände und Füße waren groß und seine Ohren auch. Die Stirn war mächtig und die Augen darunter von hellstem Blau. Dabei hatte er eine große krumme Nase und lange Zeit fast gar kein Haar, und als dasselbe endlich wuchs und länger wurde, war es so flachsblond, daß man es kaum bemerkte.

Dafür sah er aber niemals dumm aus und war ein kräftiges Kind, das mit 10 Monaten zu gehen anfing und sich rasch zu großer Selbstständigkeit entwickelte. Auch sprach er früh sehr deutlich und richtig und machte allen im Hause durch sein altkluges Wesen und seine kühnen Unternehmungen vielen Spaß.

Angst schien er garnicht zu kennen, und jagte sie daher oft seiner Wärterin ein, durch Kletterübungen sehr gefährlicher Natur.

Einmal arbeitete ein Maurer auf dem Dach an den Schornsteinen und hatte eine lange Leiter im Hof aufgestellt, über welche er hinauf und herabstieg.

Das Haus war freilich nur einstöckig, — mit Ausnahme des Mittelbaus, in welchem sich oben zwei Stuben befanden, aber es hatte immerhin ein hohes Fundament und war garnicht niedrig.

Im Hof befand sich ein großer Sandhaufen, auf welchem der damals noch nicht dreijährige Bruno ohne Aufsicht spielte, weil man ihn aus allen Fenstern im Auge behalten konnte. Auch war der Hof so eingeschlossen, daß keine Gefahr für Bruno zu befürchten schien, selbst wenn er allein war.

Plötzlich kommt der Maurer ganz erschreckt in die Küche und meldet: „Der kleine Jungherr ist auf das Dach gestiegen, während ich unten war um Ziegel zu holen. Ich habe Angst ihn herabzuholen, weil er am Ende sich nicht von mir greifen lassen mag und herabstürzen könnte."

Die Mama und Lieschen liefen so rasch sie konnten auf den Hof und sahen mit klopfendem Herzen zum Dach hinauf. Da hatte Bruno sich bereits angeschickt wieder hinabzuklimmen. Statt aber rückwärts die Leiter niederzusteigen, vollführte er das Manöver auf andere Art. Er setzte sich auf eine Sprosse und hielt sich mit beiden Händen fest an derselben und sich dann langsam ausstreckend, suchte er mit den Füßchen die nächste Sprosse zu erreichen, die sich tief unter ihm befand. Aber er hatte feste Muskeln und keine Ahnung von der Gefährlichkeit seines Unternehmens, und die Mutter hütete sich wohl, ihn durch einen Zuruf zu erschrecken, obgleich ihr schier der Athem ausging, während sie mit Lieschen unten stand, bereit das Kind aufzufangen, falls es eine Sprosse verfehlen und hinabstürzen sollte. Aber Bruno fiel nicht, sondern kam seelenvergnügt unten an, garnicht begreifend, warum seine Mama nun plötzlich in Thränen ausbrach.

Ein anderes Mal mußte die Mutter des Vaters Bücher stäuben, und hatte Bruno mitgenommen in die oben gelegene Studirstube, wo er sich mit den Inhalt des Papierkorbes angenehm, wenn auch nicht nützlich, beschäftigte.

Da rief die Köchin von unten hinauf: Die gnädige Frau müsse nothwendig einen Augenblick herabkommen. Mit einem Blick auf den ganz in sein Spiel vertieften Bruno lief die Mama die Treppe hinunter

und besorgte unten, was gerade nöthig war. Plötzlich empfand sie ein Gefühl unbestimmter Angst um Bruno und eilte rasch wieder hinauf.

Als sie ins Zimmer trat, fuhr sie entsetzt zurück. Da saß ihr Sohn auf dem Fensterbrett, beide Beine nach außen hängen lassend, nur einen Arm um das Fensterkreuz geschlungen. Gemüthlich unterhielt er sich mit einem der Kinder des Hauswächters, einem kleinen Mädchen, das seine besondere Freundin war.

„Wart nur, ich komme gleich hinunter!" rief er hinab und schickte sich an vom Fensterbrett auf das etwas vorspringende Dach zu steigen, von welchem aus er wohl einen Sprung zu thun gedachte.

Im selben Augenblick aber hatte ihn der Mutter Hand erfaßt und wieder ins Zimmer gezogen, ehe er sich dessen versah. Vielleicht gab es dann auch noch ein kleines Nachspiel, das Bruno weniger gefiel.

So wenig wie der kleine Mann Furcht beim Klettern hatte, ebenso wenig scheute er sich vor Menschen oder Gespenstern, ja sogar Blitz und Donner imponirten ihm nicht.

Es gewitterte stark. Bruno fragte Lieschen, was es sei, das da so brumme und rolle.

„Der Donner."

„Ja, aber was ist der Donner?"

Da Lieschen nun darauf keine Antwort wußte, half sie sich mit der volksthümlichen Redensart, der Donner sei Gottes Stimme, der liebe Gott schelte damit auf die bösen Menschen.

Bruno schien befriedigt, aber es hörte garnicht auf zu gewittern und ihm wurde das auf die Dauer unangenehm. Endlich trat er an das Fenster, streckte seine derbe kleine Faust zum schwarzen Wolkenhimmel empor, und rief, sie ungeduldig schüttelnd:

„So sei doch einmal still! Wenn du da oben solchen Spektakel machst, wirst du noch einmal herunter fallen!"

Trotz aller Verbote der Eltern die Kinder mit Gespenstergeschichten zu schrecken, hatten die Dienstboten Bruno doch einmal, als er besonders unbändig war und die Mama nicht zu Hause war, damit einschüchtern wollen, daß sie ihm gesagt, aus dem kleinen runden Loch unten am Ofen würde ein schrecklicher „Kollomatz" (ein estnischer Kobold) hervorkommen, der ihn mit sich schleppen würde, wenn er nicht gleich artig sei.

Darauf war unser Bruno still und nachdenklich geworden und hatte angefangen Papiere und umherliegende Puppenkleider u. s. w.

zusammentragen. Als nun die Mama nach Hause kam, fand sie ihn auf der Erde neben dem kleinen runden Loch am Ofen sitzend und sehr eifrig damit beschäftigt, alles, was er gesammelt, da hinein zu practisiren.

„Was machst Du da, Bruno?" fragte sie.

„Ich stopf' das Kollloch zu," antwortete er mit der pfiffigsten Miene der Welt. „Nun kann da keiner herauskommen."

Die Mama hieß ihn alles wieder herausziehen, denn da sei gar nichts drin, sagte sie. Lieschen hätte sehr dummes Zeug geredet, es gäbe keine Kollo's, und er hätte sich vor denen nicht zu fürchten. Wohl aber solle er sich scheuen unartig und unfolgsam zu sein, weil der liebe Gott alles sähe und die bösen Kinder nicht lieb habe, die ihren Eltern nicht gehorsam wären.

Neben der Furchtlosigkeit zeigte sich als besonderer Charakterzug in dem kleinen Knaben schon früh die Neigung zum Zweifel, und das Streben sich durch den Augenschein von dem zu überzeugen, was man ihm sagte.

Einmal hatte die Mutter kurz vor Weihnachten Willi's Schaukelpferd, das allmählich fast seine ganze Mähne und wenigstens drei Viertel seines Schweifes eingebüßt hatte, heimlich entfernt, um es neu anstreichen und mit Haaren versehen zu lassen. Willi hatte das Verschwinden des Pferdes gar nicht bemerkt, aber der dreijährige Bruno vermißte es eines Tages, und suchte in allen Winkeln danach. Schwester Elly wußte, wo es geblieben, und wollte in ihrer Art dazu helfen die Weihnachtsüberraschung gelingen zu lassen. Ihre stets rege Phantasie war unerschöpflich in Erfindung von hundert Möglichkeiten, um das Verschwinden des Schaukelpferdes zu erklären:

„Weißt Du, wie es gewesen sein wird, der Weihnachtsmann hat jetzt so furchtbar viel umher zu fahren, daß sein Pferd wohl lahm geworden ist. Da hat er denn deins genommen, damit nicht einige Kinder ohne ihre Geschenke bleiben."

Bruno erklärte darauf, das sei eine Geschichte von Elly. „Eine Neckgeschichte," sagte er, denn so nannten die Kinder ihre eigenen Erfindungen, die sie nicht als Lügen bezeichnet hören wollten, und doch nicht für Wahrheit ausgeben konnten.

Elly ergab sich aber nicht: „Oder wenn der Weihnachtsmann es nicht hat, so ist es vielleicht fortgelaufen, weil Du es so viel geschlagen hast."

Bruno fühlte sich in seinem Gewissen nun doch etwas beunruhigt, denn er mußte wenigstens den letzteren Theil von Elly's Rede als

lautere Wahrheit anerkennen. Halb schüchtern wagte er jedoch noch den Einwand:

„Todte Thiere aus Holz, können nicht fortlaufen." „Warum nicht?" erwiderte Elly sehr unverfroren. Bruno wußte keine Antwort, aber überzeugt war er darum doch nicht. Er sann einen Augenblick nach, dann lief er rasch davon und kam zurück mit einer Peitsche und einem kleinen hölzernen Pferdchen auf Rollen.

„Nun werde ich dieses Pferd furchtbar hauen," sagte er mit tiefem Ernst auf seiner breiten Denkerstirn, „und dann werde ich sehen, ob es fortläuft."

Wenn Bruno sich auch in diesem Fall recht unbarmherzig gegen das Holzpferdchen erwies, so war er doch für gewöhnlich weichherzig, und konnte niemand weinen sehen. War einmal eins der Geschwister bestraft, und in den Winkel geschickt worden, so stahl er sich leise hinzu und suchte durch allerlei Liebkosungen den Betrübten zu trösten, auch wenn er dafür, wie es wohl manchmal geschehen konnte, nur schnöden Undank erntete.

Capitel II.

Das Haus mit dem Garten.

Seit dem Weihnachtsabend, von welchem die Rede gewesen ist, sind mehrere Jahre vergangen. Unsere Kinder sind alle etwas älter geworden und haben noch ein kleines Schwesterchen bekommen, das Hedwig getauft worden ist, aber für's erste meist „Baby" genannt wird.

Kurz vor dem es geboren wurde, fragte die Mama die Kinder einmal, ob sie sich ein Brüderchen oder ein Schwesterchen wünschten. Beide Knaben sprachen sich für einen Bruder aus, und beide Mädchen für eine Schwester.

Willi sagte: „Ich habe schon zwei Schwestern und nur einen Bruder, und ein Junge ist viel besser!"

Darüber wurde Aenni ganz böse und erklärte ihm, daß sie mit gutem Recht, ganz aus denselben Gründen ein Schwesterchen verlangen könnte.

„Ach was, Mädchen sind Jux!" erwiderte der ungalante Willi, und nun entspann sich ein heftiger Streit um die Vorzüge des männlichen und des weiblichen Geschlechts.

„Mama ist auch ein Mädchen" verfocht Aenni ihre Sache.

„Und Papa ist ein Jung!" rief Willi schon ganz roth im Gesicht, denn er war ein hitziger kleiner Kerl.

Da aber bei diesem Streit zwei kleine Mädchen gegen einen Knaben fochten, denn Bruno war doch zu klein um mitsprechen zu können, so neigte sich der Sieg, wie es schien, auf die Seite des schwächeren Geschlechts. Da fiel Willi noch bei Zeiten ein letztes Argument ein, das er triumphirend den Schwestern ins Gesicht schleuderte:

„Aber der liebe Gott ist auch ein Jung', und Jungen sind doch besser als Mädchen!"

Dagegen wußten Aenni und Elly nun nichts mehr zu sagen und schwiegen. Um so größer aber war ihre Freude, als es eines Morgens hieß, in der Wiege läge ein winzig kleines Kind, und dasselbe sei ein Mädchen.

Willi grollte anfangs und fühlte sich vom Geschick bitter beleidigt, aber es währte nicht lange, so war er zärtlicher als alle anderen gegen das kleine Baby, und als es heranwuchs, hatte es stets den treuesten Hüter und Beschützer an seinem großen Bruder.

Schon vor der Geburt von „klein Heddy" waren die Eltern in ein anderes Haus gezogen, ein Haus mit einem großen Garten, über welchen die Kinder sich garnicht genug freuen konnten. Nun brauchten sie nicht mehr steif und stramm auf der Straße spazieren zu gehn, sondern konnten im Sommer und Winter draußen spielen. Obendrauf erhielten sie noch zwei neue, große Spielkameraden, denn in das Nachhaus, zu dem ein Theil des Gartens gehörte, zogen Tante Alice und Onkel Paul. Letzterer hatte zwei Söhne seiner verstorbenen Schwester zu sich genommen, um sie ganz zu erziehen. Axel und Erich hießen die Knaben. Axel war nur wenig älter als Willi und Erich nur ein Jahr älter als Aenni.

An dem Umzugstage waren die Kinder wieder bei der guten Tante, um der Mama nicht im Wege zu sein. Eigentlich war es recht schade, denn es ist doch herrlich, wenn es im Hause drüber und

drunter geht, wenn aus allen Winkeln und Ecken längst vergessene Sachen auftauchen, wenn alle Thüren offen stehen, und alle Zimmer immer größer und größer werden, weil ein Stück nach dem anderen hinausgetragen wird! — Aber bei Tante Alice war es auch schön, sie kochte den Kindern Lieblingsgerichte, erzählte ihnen schöne Geschichten und sang so viele Lieder mit ihnen!

Das Lieblingsgericht, das sie ihnen diesmal vorsetzte, bestand aus einer weißen Crême mit einer rothen Sauce, aber heute war diese Sauce nicht recht gerathen, sie sah garnicht roth aus, sondern nur rosa. Tante Alice sagte, sie sei zu „lang" geworden. Erich ließ sie langsam aus seinem Löffel auf den Teller fließen, indem er den Löffel immer höher und höher hob, und sagte dann mit weiser Miene:

„Ja sie ist sehr lang, beinah so lang, wie Elly's Reden."

Elly wurde ganz roth und rief empört: „Ich schwatz garnicht so viel!"

„O ja!" sagte Erich, „Du bist eine rechte Schwabbeltrine!" und die andern fingen alle an darüber zu lachen, trotz Elly's funkelnden Augen.

Von Stund' an hieß die weiße Crême mit der rothen Sauce „Elly Schwabbeltrine", und obgleich Elly sehr böse zu Anfang drüber war, geschah es später doch, daß sie mit Entzücken in die Hände klatschte beim Anblick dieser süßen Speise und selbstvergessen rief: „Ach Elly Schwabbeltrine!"

Als die Kinder nun am Abend des Umzugtages heimkehrten in das neue Haus, da gab es viel zu sehen und zu untersuchen. Durch alle Zimmer ging die Reise und jedes Sopha, jeder Schrank, wurde wie ein alter Freund begrüßt, der eine weite Reise gemacht hat und wohlbehalten zurückgekehrt ist.

Noch schöner aber war es am anderen Morgen, als man den Garten in Augenschein nehmen konnte. Wie herrlich ließ es sich da spielen, denn, wie so viel Gärten in Dorpat, lag auch dieser an einem Abhang und zerfiel somit in einen obern und einen unteren Theil; ansteigende Wege hier, und Treppenstufen da, stellten die Verbindung zwischen beiden her. Da konnte man im Winter mit Schlittchen vom Berge fahren, und da konnte man im Sommer sich so schön verstecken, und beim Räuber- und Wandererspiel Ueberfälle von oben herab ausführen. Auch eine Schaukelbank gab es da und eine Hängeschaukel, ja sogar einen Rundlauf! Und dann die viel versprechenden Obstbäume und Beerensträucher! Im Augenblick waren alle Aepfel-, Birnen- und Kirsch-

bäume gezählt und vertheilt, und glühend vor Entzücken stürzten die Kinder zur Mutter und erzählten, wie viele Bäume jedes von ihnen besäße.

„Und wie viele gehören Papa und mir?" fragte die Mutter lächelnd.

Bestürzt sahen die Kinder sich an. Daran hatten sie gar nicht gedacht. Kleinlaut gaben sie zu, die Eltern ganz vergessen zu haben und liefen fort eine neue Theilung zu beginnen.

„Und nun ist es ganz gerecht," meldete Aenni. „Wir haben immer die größten Bäume für Mama und Papa ausgesucht."

„Und dann gehören Euch auch alle Blumen," fügte Elly hinzu mit der Miene einer Herrscherin, die ein Königreich verschenkt.

Am anderen Tage wurde ein schöner großer Kuchen in's neue Haus getragen als „Salz und Brod", und diesem ersten folgten bald viele andere, zum großen Jubel der Kinder, die gar nicht der Mutter Zufriedenheit theilten, wenn das „Salz und Brod" einmal aus anderen Dingen als Kuchen bestand.

Das Schenken von Salz und Brod ist eine ursprünglich russische Sitte, die aber in den deutschen Provinzen allgemein angenommen ist, weil ihr eine so hübsche Idee zu Grunde liegt. Alle Freunde und Bekannten senden in die neue Wohnung ihre besten Wünsche: Gottes Segen möge nie drin fehlen. Als Symbol für diesen Segen gilt dem Volk aber Salz und Brod. Daher werden die Kuchen, die jetzt das Brod verdrängt haben, doch noch vielfach in der Form eines Brodes gebacken. Häufig wird auch unter dem Titel „Salz und Brod" etwas Anderes gesandt, irgend eine Sache, von der man weiß, daß sie bei der veränderten Einrichtung erwünscht sein könnte. Onkel Paul schickte z. B. 6 große Gartenstühle mit schönen lustigen Versen dazu, und die ferne Großmutter hatte einen Schinken und einen Käse in die noch leere Speisekammer abliefern lassen mit dem Wunsch, daß es stets die Fülle drin geben möge.

Capitel III.

Ostern.

Nun war der lange Winter vorüber. Die Tage wurden länger und Schnee und Eis waren geschmolzen, aber noch gab es kein Grün an Bäumen und Sträuchern, so warm die Mittagssonne auch manchmal schien. Es war erst im April, und da erwacht in Dorpat die Natur noch nicht aus ihrem tiefen langen Winterschlaf.

Ostern war dies Jahr spät, und die Kinder waren froh darüber, denn dann war der Garten schon trocken, und die bunten Ostereier konnten draußen versteckt und gesucht werden. Wenn die kleine Schaar auch nicht mehr an den Osterhasen glaubte und selbst beim Eierfärben geschäftig Hand anlegte, so war das Suchen nach dem Nestchen mit den Eiern doch immer noch ein Hauptvergnügen. Vom Palmsonntag an dachten sie an nichts mehr als an die Ostereier.

Der Palmsonntag brachte stets eine besondere Aufregung und ein besonderes Vergnügen. Da galt es früh wach werden und aufstehen, denn dann durfte man die anderen, die noch im Bett lagen, mit dem Ruthenbund aus Palmenzweigen — so nennt man die Zweige mit Weidenkätzchen — durchprügeln. Dafür konnte man sogar ein buntes Ei von den Schläfern verlangen. Selbst zu Mama und Papa durfte man an dem Tage hineindringen und sie wecken mit dem alten Spruch:

„Schmuck' Ostern, Bunt' Eier! ꝛc.

Dazu klopften dann alle Kinder mit ihren Palmenzweigen auf die Betten der Eltern und lachten und sangen. Weil sie aber oft schon sehr früh kamen, setzten später die Eltern selbst eine Stunde fest zu der sie „durchgeprügelt" sein wollten.

Zwischen Palmsonntag und Ostern aber kam die stille Woche mit ihrer kirchlichen Feier, an der die Kinder auch Theil nehmen durften. So lange sie noch so klein waren, daß sie dem Gedankengang einer Predigt nicht folgen konnten, nahm die Mutter sie nicht mit in die Kirche, damit sie nicht durch Unruhe Andere stören sollten und selbst auf den Gedanken geratheu, es sei langweilig in der Kirche. Nur zweimal im Jahr durften sie mit ihr das Gotteshaus besuchen, am Weihnachts-

abend und am Charfreitag-Nachmittag, wo liturgischer Gottesdienst ohne Predigt gehalten wurde.

Vorher erzählte ihnen die Mutter dann von des Herrn Jesu Tod für alle Sünder und von seiner großen Liebe zu den Armen und Schwachen, für die er am Kreuz gestorben sei, um sie zu erretten aus aller Sündennoth. Dann las sie ihnen die schönen, alten Passionslieder vor, die sie dann später in der Kirche fromm und andächtig mitsangen, wie:

„Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld
Der Welt und ihrer Kinder.
Es geht und büßet in Geduld
Die Sünden aller Sünder."

oder:

„O Haupt voll Blut und Wunden,
Voll Schmerz und voller Hohn!
O Haupt zum Spott gebunden
Mit einer Dornenkron."

Jetzt konnte Willi auch schon die Lieder alle lesen und mitsingen, auch wenn er sie nicht auswendig wußte, und brauchte nicht mehr zu fürchten, daß der Pastor ihn frage, warum er nicht singe. Er war auch ganz stolz darauf, daß er wisse, wie in der Bibel die Engel genannt wurden, manchmal Cherubime und manchmal Seraphime. Er erklärte Bruno, daß so nur die großen Engel hießen, die der liebe Gott „zum Ausschicken" brauche, im Gegensatz zu all' den vielen kleinen Engeln, die dazu da wären „Halleluja" zu singen und auf die kleinen Kinder aufzupassen.

Zu Weihnachten war es wohl noch schöner in der Kirche, wenn die Tannenbäume um den Altar im Lichterglanz funkelten, aber die Kinder gingen auch gern am Charfreitag mit, wenn Kanzel und Altar schwarz bedeckt waren, und die Kirche so ernst und düster aussah. Ihre kleinen weichen Herzen hatten solches Mitleid mit dem lieben Heiland, wenn der Pastor in seinem Namen die ernste Frage stellte:

Was habe ich Dir gethan, mein Volk,
Und womit hab ich Dich beleidigt?
Antworte mir?

— — — — — — — — —

Warum verschmähst Du mich,
Und wirfst mein Gut hinter Dich,
O mein Volk?

Und zu Hause gelobten sie der Mama auch immer recht gut und fromm sein zu wollen und ihn nicht so zu betrüben.

Am Charfreitag Abend aber, da versammelte die Mama sie alle um sich am großen runden Tisch im Speisezimmer. Jedes bekam kleine, bunte Läppchen und rothe und schwarze Eierfarbe, sowie gelbe Zwiebelschalen und damit wurden dann viele Eier zum Färben eingewickelt, die wenn sie gekocht waren, schön bunt aus ihren Hüllen herauskamen. Auch wurden aus Papier Buchstaben, Blätter, Kreuzchen, Herzen ausgeschnitten und auf die Eier gelegt als Erkennungszeichen, wer sie eingewickelt und wem sie gehören sollten. Groß war dann der Jubel und der Stolz, wenn einem ein Ei ganz besonders gut gerathen war.

Am Sonnabend vor Ostern, da wurde früh das schöne Weißbrod gebacken und der Festkuchen, eine Mandeltorte, auch schöne curische Speckkuchen. Wenn die Mama und Dorchen dann fertig waren, ging es an's Eierfärben. Erst wurden die bunten eingewickelten gefärbt, und dann die einfarbigen alle nach einander, die rothen, violetten, gelben und schwarzen.

Papa und Tante Alice verstanden mit dem Messer allerlei Figuren auf die Eier zu kratzen. Jedes Kind bekam wenigstens ein solches Ei mit einem Eichhörnchen, oder einer Taube, einem Sperlingspärchen, oder schön verschlungenen Buchstaben drauf, die dann oft bis zum nächsten Jahr im Kinderschränkchen verwahrt wurden.

In der Frühe des Ostermorgens versteckte die Mutter die bunten Eier im Garten und trug Sorge, daß oben im Nestchen eines von den besonders bezeichneten Eiern lag, an welchem jedes Kind erkennen konnte, ob es die ihm bestimmten Eier gefunden hätte. Wer zuerst an falsche gekommen war, durfte es niemand verrathen, damit das Vergnügen des Suchens recht lange währe.

Oft wurde auch eine Apfelsine oder ein hölzernes Ei, mit Chocoladeplätzchen und Zuckererbsen gefüllt, zwischen die bunten Eier gethan den Kindern zu lustiger Ueberraschung.

Waren dann alle Nestchen gefunden, so ging es gleich an die Herrichtung der Bahn zum Rollen, und alle Feiertage hindurch, war das Eierrollen das schönste Spiel. Ein großer Teppich wurde ausgebreitet und rings mit Kisten und Decken umgeben. An einem Ende wurde ein Bogen starke Pappe aufgestellt, so daß er eine abschüssige Bahn bildete, und über diesen Bogen rollten nun die Kinder in bestimmter Reihenfolge ein Ei, bis es durch ein anderes berührt und

gewonnen wurde, d. h. weggenommen. Wer am meisten Eier hatte, war sehr stolz.

Dieses Spiel war viel beliebter noch als das „Tickfen" oder „Schlagen". Dabei schlägt man mit der Spitze eines Ei's auf die Spitze eines anderen, und das heil gebliebene Ei gewinnt das andere. Dabei gingen natürlich viel mehr Eier entzwei, als beim Rollen, und darum liebten die Kinder letzteres mehr.

Einmal hatte der Papa kurz vor Ostern den Kindern zwei weiße lebendige Tauben geschenkt, für welche in einer Dachkammer ein Taubenschlag errichtet war. Die Thierchen waren sehr zahm und ließen sich mit den Händen greifen, und da wurden denn alle guten Freunde, die zu den Kindern kamen, zuerst in den Taubenschlag geführt, um die neuen Lieblinge kennen zu lernen. Erich und Axel saßen natürlich ebenso oft oben in der Dachkammer wie Aenni, Elly und Willi. Nun hatten die beiden Knaben aber einen kleinen schwarzen Dachshund, „Bobby" genannt, der ihnen überall hin nachlief. So war er auch eines Tages unbemerkt in den Taubenschlag gedrungen und dort zurückgeblieben. Als Bobby nun sich ganz allein mit den Tauben sah, fing er an sie zu jagen. Die Thür war zu und der Raum niedrig, da konnten die armen Thierchen ihm nicht entfliehen und beide mußten dem bösen kleinen Hund zum Opfer fallen, der sie beide todt biß.

Der Jammer war unbeschreiblich, als die traurige Geschichte an den Tag kam. Bobby wurde geradezu gehaßt, und die todten Täubchen mit Thränen und Küssen überschüttet.

Darüber waren einige Tage vergangen, und der Ostersonntag war gekommen. Der Papa war am Morgen ausgegangen und kam kurz vor Tisch nach Hause mit einer Papierdüte unter seinem Mantel. Als er den gedeckten Mittagstisch sah, steckte er schnell etwas aus dieser Düte unter die Serviette eines jeden Kindes. Wie die Kleinen nun beim Essen ihre Servietten vorbinden wollten, da lag unter jeder ein weißes Zuckerei schön verziert mit rothen Schleifen und einem Blumenstrauß, einem Lämmchen oder einem Schwan. Auf Bruno's Ei aber waren zwei weiße Täubchen angebracht. Die Kinder jubelten laut, nur Bruno besah sein Ei sehr ernsthaft von allen Seiten.

„Sind das unsere todten Tauben? Hat Papa die auf der Anatomie so umgemacht?" fragte er.

Als ihm auf diese Frage nur schallendes Gelächter antwortete, fuhr er unbeirrt doch zu sich selbst sprechend fort:

„Aber jetzt sind sie viel kleiner."

„Das würde nicht viel schaden," bemerkte der Papa, „wenn sie nur labendig wären," und dabei sprach er das Wort „lebendig" so aus, wie Bruno es zu thun pflegte.

Diesem ging es nun, wie es vielen Menschen im Leben geht. Er bemerkte den Fehler an einem Anderen gleich, den er selbst sich hatte hundertmal zu Schulden kommen lassen, und altklug corrigirte er den Vater:

„Aber Papa, wie sprichst Du denn, es heißt ja nicht labendig, sondern lebendig."

Capitel IV.

Walpurgisnacht.

„Heute Abend feiern die Studenten Walpurgisnacht auf dem Dom, und wir gehen auch hin," erzählte Axel den anderen Kindern.

„Was ist das „Walpurgisnacht"?" fragte Aenni.

„Das ist die erste Mainacht, da reiten die Hexen auf den Blocksberg," antwortete Erich.

„Und da wollt Ihr mitreiten?" fragte Elly schelmisch.

„Wir sind keine Frauenzimmer, aber Du bist gerade eine wilde kleine Hexe. Ich würde mich nicht wundern, wenn Du heute auch auf einem Besenstiel zum Schornstein heraus ritteſt."

„Sei nicht grob!" warf sich Willi zum Ritter seiner Schwester auf, bekam aber eine kurze Abfertigung von Erich:

„Halt den Schnabel."

„Du hast mir nichts zu befehlen."

„O ja, Du bist ja noch ein kleines Titta" (Wickelkind).

Willi: „Das ist nicht wahr, Du bist garnicht viel größer als ich."

Erich: „So? — Das wollen wir doch sehen. Wie nichts nehme ich Dich auf den Arm und trage Dich in den Holzstall." Und damit schickte er sich an seine Worte mit der That zu bekräftigen. Aber Willi

war nicht gesonnen sich als Titta behandeln zu lassen und wehrte sich mit Armen und Beinen gegen den drei Jahre älteren großen Erich, bis es jenem doch endlich gelang ihn aufzuheben und wiegend hin- und herzutragen. Nun war Willi machtlos, aber es kochte in ihm, und er hätte seinem vollen Herzen gern in einigen derben Schimpfworten Luft gemacht, wenn die Mama das Schimpfen nicht so streng verboten hätte.

Er suchte nach einem Ausdruck der stark genug wäre, seine Empfindungen wiederzugeben:

„Du bist dumm, dumm, dumm, — Du bist schlecht, Du bist so schlecht, wie Ruben, Simeon, Levi, Juda, alle zusammen!" sprudelte er endlich athemlos hervor.

Da kam ihm unerwartete Hülfe von Tante Alice, die durch's Fenster gesehen hatte, daß die Freundschaft im Begriff war einen Riß zu bekommen. Sie kam gerade recht, um Willi's neu entdeckte Schimpfworte zu hören und den armen Schelm aus ihres Neffen festem Griff zu erretten.

„Und Du bist ja ein wahrer, kleiner David," sagte sie dabei lachend, „der sonderbare Steine nach dem großen Goliath schlendert."

Darüber fing denn nun auch Willi zu lachen an, und der rasch entbrannte Krieg war ebenso rasch wieder beigelegt.

Bei Tisch erzählten jedoch die Kinder den Eltern, daß Axel und Erich heute Abend zur Walpurgisnacht gehen wollten, und fragten nochmals, was das denn sei.

Nun erfuhren sie vom Papa, daß es eine alte Sitte in der Studentenschaft wäre, den ersten Mai mit Gesang und Freudenfeuern zu begrüßen, und da in diesem Jahr das Wetter wunderbar mild und warm war, so versprachen die Eltern diesmal die Kleinen auch mit auf den Dom zu nehmen, damit sie die Walpurgisfeier kennen lernten.

Bruno saß auch bei Tisch und hatte dem Gespräch bis hierher ziemlich theilnahmlos zugehört, denn er war anderweitig unliebsam beschäftigt. Es gab heute Suppe mit Sternnudeln drin. Die aß Bruno garnicht gern, und versuchte nun auf alle Weise sie unbemerkt herauszufischen und unter den Tisch zu practisiren, wo er auf Murri's Hülfe für ihr weiteres Verschwinden rechnete.

Als er nun hörte, daß die Geschwister am Abend auf den Dom gehen würden, da bekam er Lust auch mit dabei zu sein und meldete sich sogleich. Aber die Mama sagte ernsthaft:

„Kleine Kinder, die noch nicht gelernt haben alles zu essen, die werden nicht mitgenommen."

Wie schämte sich unser Bruno da, und wie schnell verschwand die Suppe nun mitsammt allen Sternnudeln.

Am Abend konnten die Kinder es garnicht erwarten, bis es spät und dunkel genug zur Mainachtfeier geworden war. Sogar Bruno, dem sonst um 7 Uhr schon die Augen zufielen, war heute ganz munter und so aufgeregt, daß die Mama es für das Beste hielt, ihn auch mitzunehmen, da es nicht weit war und so außergewöhnlich schönes Wetter.

Endlich war der Thee getrunken und man brach auf. Viele hundert Menschen, alte und junge, große und kleine, waren auf dem Dom versammelt und schaarten sich rings um den großen freien Spielplatz unterhalb der Domruine. Der Platz selbst aber war noch leer, nur große Haufen Brennholz und leere alte Flaschenkörbe *) waren daselbst aufgestapelt.

Aber horch, jetzt erschallt Gesang in der Ferne und kommt näher und näher. Erwartungsvoll recken sich alle Hälse um durch das Dämmerlicht der nordischen Frühlingsnacht nach den Farben der wehenden Fahne zu spähen, die den heranziehenden Sängern vorangetragen wird.

„Hurrah! die Curländer!" jubelten die Kinder stolz auf ihre scharfen Augen.

Richtig, es waren die Curländer, die als die ersten auf dem Platz erschienen, ihr Banner aufpflanzten und ein Feuer anzündeten, und ihnen folgten in kurzen Pausen die anderen Corporationen, eine nach der anderen. Mit hellem Gesang kamen sie gezogen und wurden mit frohem Zuruf begrüßt, und wo sie sich lagerten, da flackerten die Feuer roth empor.

Als alle beisammen waren, da wurde gemeinsam das Mailied angestimmt. Wunderschön klang es aus all den hundert jungen Kehlen, so froh und hell zum nächtlichen Sternhimmel empor:

„Der Mai ist gekommen,
Die Bäume schlagen aus:
Da bleibe, wer Lust hat,
Mit Sorgen zu Haus!"

*) In Dorpat wird das Bier in Flaschen verkauft, die zu 25 Stück in besonders dazu geflochtenen Körben verführt werden.

Lebhaft ging es jetzt auf dem großen Platz her. Lied folgte auf Lied, Wechselgesänge und Chorlieder. Munter wurde dazwischen geplaudert und gelacht, und um die mächtigen Feuer sah man ein buntbewegtes Leben und Treiben sich entfalten.

Da leuchtete mit einem Male die schöne alte Domruine in bengalischem Lichte auf, ein märchenhafter Anblick, bald roth, bald grün, bald weiß. Die Kinder klatschten vor Vergnügen in die Hände und wollten garnicht an's Nachhausegehen denken.

„Noch ein Lied, nur noch eins wollen wir so gern hören!" so bitten sie jedes Mal, wenn die Mama fragt, ob sie nicht schläfrig sind. Endlich wird es aber schon zu spät zu längerem Verweilen, und die kleine Gesellschaft wandert nach Hause, unermüdlich schwatzend.

„Welches Lied hat Dir am besten gefallen?"

„An der Ostseestrand," sagt Aenni schnell.

„Vom hohen Olymp herab," ruft ein Andrer.

„Bayrisch Bier und Leberwurst," singt Bruno in merkwürdig hohen Tönen.

„Die Estländer haben am schönsten gesungen," versichert Elly.

„Nein, die Curländer," behauptet Willi. „Ich werde auch Curonia studiren."

„Aber am allerschönsten war doch die Ruine, wie sie roth wurde," versichert Bruno, der plötzlich sehr müde wird und garnicht mehr ordentlich gehen kann, weil es so dunkel ist, wie er behauptet. Der Papa nimmt ihn auf den Arm und trägt ihn. Als sie aus den Domanlagen auf die Straßen der Stadt kommen, da freut sich Bruno sehr über die vielen Lichter, die er noch nie hat brennen sehen, da er sonst längst schläft, wenn sie angezündet werden.

„Aber wo kriegt man so lange Leitern her, um die Laternen dort oben anzuzünden?" fragt er endlich und weist auf die Sterne am Himmel.

„Das sind ja keine Laternen, das sind Sterne," belehren ihn die Geschwister.

„Ach ja — die Sterne! — und wenn sie herunterfallen, so kocht man sie in Suppe." Und damit legt er seinen Kopf auf Papa's Schulter und schläft ein.

Capitel V.

Spiele.

Im Garten ist große Berathung.

„Was wollen wir spielen?“ lautet die Losung.

„Ich weiß was — etwas ganz Neues — das wird herrlich sein“, erklärt Erich.

„Was denn, was denn!“ ruft es im Chor.

„Wir machen einen Commers wie die Studenten. Erst fahren wir nach Mollatz, oder wir können auch alle reiten, denn die Mädchen sind natürlich auch Jungen dabei, und dann singen wir alle Lieder, die wir gestern gehört haben, und dann trinken wir und stoßen an und lassen Alle leben!“

„Das ist schön, das wird fein sein, aber wo kriegen wir Farbenmützen her?“ fragt Willi.

„Die sind gar nicht nöthig, versichert Elly, „wir können uns einbilden, daß wir sie haben. Aber Aenni und ich müssen von Euch Mützen bekommen, damit man uns doch für Jungen hält.

Mützen werden rasch beschafft, eine Fahne wird auch leicht hergestellt, indem man einen weiß und rothen wollenen Unterrock an einen Besenstiel bindet, und nun besteigt Jeder sein imaginäres Roß, und man reitet durch den ganzen Garten kreuz und quer, bis man in der großen, alten Lindenlaube auf der Höhe ankommt, wo eine hölzerne Bank steht und davor ein runder Tisch, aus einem alten Mühlstein gemacht.

„Halt, da ist Mollatz!“

„Aber nun müssen wir auch was zu trinken und zu essen haben.“

„Das müssen die „Füchse“ herbeischaffen“, erklärt Erich, „das heißt die Jüngsten, also Axel und Willi.“

Die beiden kleinen Knaben laufen davon um etwas zu holen, während Erich für sich, Aenni und Elly aus einem Zweig Pfeifen oder Cigarren macht, und Aenni große Lindenblätter als Teller auf den Tisch legt.

„Aber wir haben keine Gläser.“

„Die sind auch ganz unnütz, Studenten trinken aus der Flasche — hast Du das nicht gestern auf dem Dom gesehn?“

Da erscheinen Axel und Willi wieder, ersterer trägt zwei staubige Flaschen und letzterer hat ein großes Stück Schwarzbrod von Dorchen bekommen.

„Aber die Flaschen sind leer", sagt Aenni, „und nur zwei Stück, und wir sind doch fünf."

„Wo hast Du sie her?" fragt Erich.

„Die Kellerthür stand offen, da habe ich sie genommen, und da sind noch viele."

„Das ist gut, dann holen wir für Jeden eine Flasche und können sie dabei auch an der Pumpe mit Wasser füllen."

Gesagt, gethan. Von Onkel Pauls leeren Rheinweinflaschen wanderten fünf an die Pumpe, und da ihr Hals schmal war, floß das Wasser mehr über Hände, Arme, Kleider und Stiefel der Kinder als gerade hinein. Ehe die Flaschen gefüllt waren, sahen die kleinen Studenten schon recht naß und schmutzig aus. Das that aber dem Vergnügen keinen Abbruch, wer hatte Zeit daran zu denken. Mit strahlendem Gesicht trug Jeder seinen Wein in die Laube.

„Jetzt wollen wir singen!"

„Welches Lied?"

„Natürlich ein Studentenlied."

Daß man keins kannte, that nichts zur Sache, es wurde alles gesungen, dessen man sich vom vorhergehenden Abend nur einigermaßen erinnerte. Am besten ging noch das alte Lied:

„Was kommt da von der Höh."

„Und nun muß angestoßen werden."

„Mama und Papa sollen leben!"

„Und Onkel Paul und Tante Alice! Hoch, hoch!"

„Und Murri und Bobby!"

Krach schlugen die Flaschen gegen einander, und Elly und Erich behielten nur den Flaschenhals in den Händen, während die Scherben umherflogen, und der Inhalt sich über ihre Kleider ergoß. Ungeheure Heiterkeit war die nächste Folge, aber dann entstand die Frage, ob man neue Flaschen holen oder sich mit den drei nachgebliebenen begnügen sollte.

„O, wir können ja Reihe rund alle aus drei Flaschen trinken," schlug Willi vor, aber Erich meinte, es müsse doch Jeder wenigstens eine Flasche austrinken, das sei doch nicht viel für einen Commers.

Es wurden also zwei neue Bouteillen geholt und gefüllt.

„Muß ich wirklich all das Wasser austrinken?" fragte Elly und machte ein Gesicht dazu, als ob es sich um sehr Wichtiges handle.

„Das ist gar nicht schwer", versicherte Axel, „man muß nur nicht dazwischen absetzen oder athmen; sieh mal, so muß man es machen", und er setzte seine Flasche an den Mund und trank, und bog sich immer mehr nach hinten über, bis das Wasser unaufhaltsam ausströmte und über sein ganzes Gesicht und von da hinter und über seine Kleider floß. Die andern lachten ihn aus, aber nun wollte er erst recht nicht absetzen und schluckte so rasch er konnte, und ließ das Ueberfließende laufen, wohin es wollte. Endlich war die Flasche leer und triumphirend stellte er sie fort, mit solchem Selbstgefühl und solcher Wucht, daß sie auf der Steinplatte des Tisches aufschlagend in tausend Splitter zerbrach.

„Potz tausend", sagte er, „wie rasch die dummen Dinger entzwei gehen — wieviel hundert mögen die Studenten auf einem Commers kaput machen!"

„Hundert, gewiß ein paar tausend", meinte Erich mit kühner Zuversicht, die den Andern so imponirte, daß sie sein Wort für unbestreitbare Wahrheit ansahen.

Da rief es von unten zur Laube hinauf:

„Kinder wo steckt Ihr denn, Ihr sollt zum Kaffee kommen!"

Im Augenblick stürmte die ganze Schaar den Berg hinunter und präsentirte sich in ihren nassen Kleidern nicht gerade sehr vortheilhaft vor der Mama, die sie gerufen hatte.

„Aber wie seht Ihr aus, was habt Ihr wieder angestellt?"

„O, wir haben gar nichts angestellt, wir haben nur Commers gespielt — ein ganz ruhiges Spiel — wir haben nur drei Flaschen zerbrochen — aber die Studenten zerbrechen immer viel mehr, tausend wenigstens." So versicherten die Kinder seelenvergnügt, mit dem besten Gewissen von der Welt, und konnten es gar nicht verstehen, warum die Mama ihr schönes, neues Spiel eine Dummheit nannte, und es verbot, Onkel Pauls Flaschen aus dem Keller zu holen, wo sie doch ganz leer und unbenutzt lagen.

Im Hof, hart am Eingang zum Garten, stand ein kleines Häuschen mit zwei schmalen Fenstern, welches ein früherer Besitzer für sein Federvieh erbaut hatte, das aber im Augenblick nur zum Abstellen der Gartengeräthschaften diente.

Dieses Häuschen nun hatten die Kinder eines Tages „entdeckt" und beschlossen natürlich sofort davon Besitz zu ergreifen. Daß es

drinnen nichts weniger als wohnlich war, erhöhte nur seinen Werth, denn es gab doch gleich etwas zu thun. Und mit welchem Eifer wurde diese Arbeit in Angriff genommen! Es wurde geschaufelt, geharkt und gefegt, bis man vor Staub nicht die Hand vor Augen sehen konnte und genöthigt war Thür und Fenster aufzusperren, um nur athmen zu können. Dabei bemerkte man denn, daß die Fensterscheiben fast undurchsichtig waren, und die kleinen Mädchen machten sich sogleich daran sie abzuwaschen. Zum Trocknen wurden einige gebrauchte Tellertücher aus der Küche geholt, und so glänzten die Scheiben hinterher fast ebenso von Fett als von Reinheit. Bis Mittag war man mit dem Gröbsten fertig und konnte mit dem stolzen Gefühl gethaner Arbeit sich sein Essen schmecken lassen. Nachher kam das Schönste an der Sache — die Ausschmückung der Wohnung. Aus dem Garten wurden grüne Reiser hineingebracht und in den Ecken „eingepflanzt", einige Gartenstühle bildeten das Ameublement, aber es sah noch immer leer und öde aus.

„Was fehlt denn noch?" fragte Aenni.

„Gardinen," antwortete das Schwesterchen.

„Ja, Gardinen und Teppiche," stimmten die Knaben zu.

„Ich weiß, was wir nehmen können," meinte Aenni, „auf der Leine im Hof hängen Baby's Badelaken, das sind sehr schöne Gardinen.

„Aber wie machen wir sie an?"

„O, das ist sehr einfach," sagte Erich, „ich hole Nägel und einen Hammer, und wir nageln sie an. Und so geschah es, und ganz entzückt schauten die Kinder auf diese große Verschönerung ihres Hauses.

„Und nun ein paar Teppiche, je mehr, je besser, damit man den Lehmschlag der Diele nicht sieht. Taute Alice wird uns gewiß etwas geben."

Zu Tante Alice stürmt also die ganze Gesellschaft um Teppiche zu erbitten, und da dieselbe leider nicht zu Hause ist, nimmt man, was man findet, die beiden Betteppiche aus dem Schlafzimmer, und später vergißt man natürlich es zu melden. Tante Alice und Onkel Paul waren daher, wie hier gleich bemerkt werden kann, etwas erstaunt, als sie beim Schlafengehen die Stelle vor den Betten leer fanden. Da die Knaben bereits süß entschlummert waren, hatte Niemand eine Ahnung davon, wo die hübschen, brodirten Teppiche geblieben. Sie waren räthselhaft und spurlos verschwunden, nur ein dunkles Gefühl sagte der guten Taute, daß ihre Neffen vielleicht wissen würden, wohin sie gerathen.

„Nun ist das Haus in Ordnung, was spielen wir jetzt darin?" das ist die nächste Frage.

„Mann und Frau," schlägt Aenni vor. Erich ist mein Mann und Axel Elly's."

„Und was bin ich?" fragt Willi.

„Du bist unser Kind, und Elly kann auch ein Kind bekommen, denn dazu ist Bruno klug genug."

Willi aber opponirt, er will lieber Kutscher sein, da aber keine Pferde vorhanden sind, versteht er sich endlich dazu, Diener zu sein. Bruno willigt ein, ein Kind vorzustellen, aber nur unter der Bedingung, daß er was dabei zu essen kriegt. Das wird ihm auch versprochen, obgleich einstweilen nichts Eßbares vorhanden ist.

„Schade, daß Tante Alice nicht zu Hause ist, sie würde uns gewiß was geben!"

„Wißt Ihr was, wir können die kleinen Blättchen von Jasmin nehmen, die schmecken gerade wie Gurken," schlägt Erich vor.

„Und Sauerampfer schmeckt auch sehr gut — und die Knospen von den Birken kann man auch essen."

Kurz man hat die Hülle und Fülle, wenn man sich nur genügen läßt. In wenig Minuten ist der Bedarf gesammelt, Aenni geht auf den Markt, und der Diener trägt ihre vegetarianischen Einkäufe nach Hause. Dann richtet er eine schöne Empfehlung bei den Nachbarn aus und schließt dieselbe:

„Ihr sollt zum Essen kommen."

An Tischgeräth fehlt es nicht, denn die kleinen Mädchen besitzen ja ein Service, das vollkommen ausreichend ist, obgleich der Diener mit bei Tisch sitzt und nur gelegentlich etwas bedient, und das Kind natürlich auch bei den Großen Platz nimmt. In der Mitte des Tisches ist das ganze Diner mit einem Mal aufgestellt. Der Sauerampfer ist die Suppe, der Jasmin der Braten und die Birkenknospen der Kuchen. Es schmeckt eigentlich schauderhaft, aber Niemand will es eingestehen, und so ißt man mit wahrhaft spartanischem Muth bis alle Schüsseln leer sind, und Willi sieht, daß es jetzt Arbeit für ihn geben wird, woher er denn erklärt, daß er keine Lust mehr hat Diener zu sein. Er will auch Herr sein und mit Axel zusammen wohnen; Elly könne ihr Stubenmädchen sein. Elly ist es auch so zufrieden, und die „Herrn" gehen in die Ressource, d. h. in den Garten; während Aenni ihr Kind schlafen legt, denn nun ist es Abend geworden.

Als das Kind schläft, befiehlt die gnädige Frau dem Stubenmädchen die Laterne zu nehmen, die ein wesentliches Stück der Haus-

einrichtung bildet, und damit den Herren nachzugehen „damit sie sich nicht fürchten im Dunkeln nach Hause zu kommen." Und die Herren finden das ganz selbstverständlich und lassen sich von der kleinen Zofe heimgeleiten, wo denn Alles schlafen geht.

Aus dem tiefsten Schlaf fährt Aenni in die Höhe:

„Ich weiß noch etwas, womit wir unser Haus schmücken können, Bilder. Wir haben ja Alle Bilderbogen, die können wir hier an die Wand nageln."

„Richtig, die kann man brauchen!" und fort läuft Alles um die Bilder zu holen.

„Ich habe eine Landschaft."

„Und ich Soldaten."

„Und ich Theaterfiguren, und die sind schon sehr schön angemalt," versichert Erich und weist einen in allen Farben des Prisma's schimmernden Bilderbogen vor, unter welchem: „die Räuber von Schiller," steht.

Diesem Kunstwerk wird der erste Preis zuerkannt, und es wird der Thür gegenüber an die Wand genagelt, damit es jedem Eintretenden sofort in die Augen falle.

„Wenn wir doch auch so schöne Kleider hätten und Theater spielen könnten," seufzt Elly.

„Warum sollen wir nicht Theater spielen," meint Axel, die Kleider kann man ja nachmachen. Es braucht auch nicht alles ebenso zu sein, und ich habe einen Helm und einen Schild von Gold, und Erich hat eine Sammetjacke."

„Richtig, das ist fein, wir wollen Theater spielen und die Räuber von Schiller aufführen!" jubelt Willi und hüpft aus lauter Vorfreude auf einem Bein umher.

„Aber wir kennen das Stück ja nicht," wirft Aenni bedächtig ein.

„Das thut nichts, wir können es uns ausdenken," versichert Elly. „Hier stehen alle Namen, und vielleicht hat auch Papa das Buch und giebt es uns zu lesen."

Beim Thee wird dann der Papa durch die unerwartet und ohne alle Präliminarien an ihn von Elly gerichtete Frage überrascht:

„Kannst Du mir nicht die Räuber von Schiller zu lesen geben?"

Als er darauf erklärt, es sei etwas zu früh dazu, da seufzt seine kleine Tochter und sagt:

„Schade, es ist ein so hübsches Stück."

„Wie weißt Du denn das, wenn Du es gar nicht gelesen hast?“ fragt die Mama.

„Erich hat einen Bilderbogen dazu, da wollten wir es morgen spielen. Nun müssen wir uns schon selbst ein Stück ausdenken.“

„Und das wird jedenfalls ebenso hübsch sein,“ tröstet sie Willi, und Elly geht, auch ohne die Räuber gelesen zu haben, sehr befriedigt zu Bett.

Am anderen Tage sind die Kinder furchtbar geschäftig, und alle fünf Minuten kommt eins und verlangt die seltsamsten Dinge von der Mama, wie z. B. einen rothen Bart, oder ein Schwert, oder ihr bestes seidenes Kleid. Wenn sie aber mit solchen Ansprüchen zurückgewiesen werden, so wissen sie sich stets wunderbar zu helfen.

Ueber das aufzuführende Stück zerbrach man sich nicht mehr den Kopf, das wird sich schon finden. Viel wichtiger sind die Costüme, und schließlich kommt man zu der Ueberzeugung, daß man sich mit dem, was man spricht, nach dem richten muß, was man an hat. Nur zwei der Schauspieler sind ganz entschieden von ihrem Beruf für ein gewisses Rollenfach durchdrungen, und das sind die beiden kleinen Knaben Willi und Axel. Willi verlangt gebieterisch einen Geist vorzustellen, und Axel will ein Bösewicht sein, der ein paar Andere todt zu stechen hat, denn er hat bei Onkel Paul einen Dolch gesehen, der nothwendigerweise bei der beabsichtigten Vorstellung mitwirken muß.

Beim Aufräumen des Hühnerhauses hatte sich in einem Winkel ein Bündel Heede oder Werg gefunden und daraus wurden nun falsche Haare und Bärte verfertigt, um welche sich alle Schauspieler eifrig bewarben. Es fehlte nicht viel, so wären die Damen auch in Bärten aufgetreten. Es wurde endlich festgesetzt, daß Niemand auf mehr als auf einen Bart oder eine Perrücke Anspruch erheben dürfe, nur dem Geist wurde beides zugleich bewilligt, da er sonst so wenig bedurfte, und an einem weißen Laken sich genügen ließ.

„Also Willi ist fertig, was bekomme ich nun?“ fragte Axel.

Für das Costüm des Bösewichts sollen die Bilderbogen maßgebend sein, und man bemüht sich dieselben möglichst treu zu copiren. Axel zieht seine Jacke aus und hängt sie über die eine Schulter, das Hemd recht bauschig überall hervorziehend. Ein bunter Shawl dient als Gurt, in welchen der bewußte Dolch gesteckt wird, der sich zwar als ein ausgedientes Gartenmesser entpuppt hat, aber trotzdem den noblern Namen Dolch weiter führt. Ein furchtbar zerzauster Bart wird

auch glücklich hergestellt, und eine mit dem Schirm nach hinten aufgesetzte Mütze, an welcher Tante Alicens alte Hutgarnitur aus Hahnenfedern prangt, vervollständigt die Ausstaffirung der oberen Körperhälfte. Schwerer zu copiren scheinen anfangs die Tricots, oder eng anliegenden Lederhosen auf den Bilderbogen, bis Jemand die Entdeckung macht, daß es „beinahe so aussähe, als ob man die Hosen möglichst nach oben und die Strümpfe möglichst nach unten gezogen hätte." Auf diese einfache Art und Weise werden nun, und in alle Zukunft ganz stereotyp Helden, Ritter und Räuber equipirt.

Erich prangt im Helm und Brustharnisch von Goldpapier, stellt also unstreitig einen Ritter dar. Elly ist mit einem blumengarnirten Strohhut und einer weißen Schürze mit rothen Schleifen geschmückt, und eignet sich folglich für ein Bauermädchen, Aenni dagegen hat Mama's Morgenhaube aufgesetzt, einen dunklen Unterrock von Tante Alice angezogen und sich in ein großes, wollenes Tuch gehüllt, sie ist daher eine alte Frau, wozu noch eine möglichst große graue Heedeperücke nothwendiges Erforderniß ist.

Als nun die Schauspieler so weit sind, entsteht die Frage, wer denn eigentlich zusehen soll. Vor Bruno und seiner kleinen Freundin aus der Hauswächtersfamilie allein will man doch nicht spielen, und so wird dann eine Einladung an die Mama und Tante Alice geschickt, die sich auch willig finden lassen zum Zusehen.

„Und nun kann es losgehn", ruft Erich, der sehr viel damit zu thun hat sich einen kriegerischen Schnurrbart mit Kohle zu malen und jedem Einzelnen zu guterletzt noch einzuschärfen, was er ungefähr zu sagen habe, wobei der Eingebung des Augenblickes das meiste überlassen bleibt.

Da Willi und Axel erklären, sie wüßten noch nicht ganz genau, was sie reden und thun würden, so müssen die kleinen Mädchen den Anfang machen und die Sache in Gang bringen.

Aenni tritt also auf und erzählt, sie sei eine alte Frau, die allerlei zu verkaufen habe, und wolle hier an der Landstraße mit ihren Waaren auf Käufer warten. Dabei setzt sie sich auf einen Schemel und breitet ihren Kram auf der Erde aus.

Darnach erscheint Elly und fängt zu handeln an, weiß nicht recht, was sie kaufen soll und wählt endlich ein schönes Bild.

Diesen Augenblick erachtet Willi für angemessen zum Eingreifen in die Handlung und ruft mit einer Stimme, die er vergeblich hohl und tief zu machen bestrebt ist:

„Wehe, wehe, das Bild wird Unheil bringen!"

Um als ein rechter Geist unheimlich groß und lang zu erscheinen, ist Willi auf einen Stuhl gestiegen und hat seine Gewandung so lang herabhängen lassen, als sie nur reichen wollte. Nachdem er nun, wie er meint, genug gethan hat, rafft er sein gespenstisches Lacken kurz zusammen, steigt vom Stuhl herab, ohne daß sein Kleinerwerden und Verschrumpfen ihn oder die Andern irgend aus der Fassung bringt, und spaziert mit großen Schritten zur Thür hinaus.

Aenni und Elly sind furchtbar erschrocken und wollen entfliehen, aber da stürmt ihnen schon der Bösewicht entgegen und ruft:

„Ha welch ein reicher Fang, so viel schöne Sachen, die muß ich haben, gieb sie mir oder stirb!" und da die alte Frau ihre Sachen ihm nicht geben will, stößt er sie nieder. Sie stirbt mit großer Ruhe und zieht noch im letzten Augenblick den Schemel so zu sich heran, daß sie den Kopf bequem drauf stützen kann.

Elly ist in die Knie gesunken und bittet um ihr Leben, aber Axel ist ohne Erbarmen und ermordet auch sie.

Da erscheint Willi zum zweiten Mal, steigt auf seinen Stuhl und ruft:

„Rache, Rache!"

und nun tritt Erich auf, als der Rächer der unschuldig Gemordeten, und es entspinnt sich ein wüthendes Handgemenge zwischen dem Ritter und dem Räuber, wobei die armen Opfer des letztern in nicht geringe Gefahr gerathen zertreten zu werden und behutsam ihre Füße vom Kampfplatz zu entfernen suchen.

Endlich unterliegt der Böse und stirbt durch das Schwert des Helden, der sich auf diese Weise plötzlich allein unter lauter Leichen gewahrt, denn Willi ist wieder unsichtbar geworden, wie sich für einen anständigen Geist gebührt.

Diese Sachlage wird Erich aber etwas ungemüthlich, und er sucht ihr auf irgend welche Art rasch ein Ende zu machen.

„Was soll ich nun ganz allein anfangen, ganz allein will ich nicht länger leben!" ruft er aus und stößt sich sein eigenes hölzernes Schwert in die Brust, mit viel Anstand zu den drei vorangegangenen auf die Erde sinkend.

„Jetzt sind alle todt, jetzt ist das Stück aus!" ruft Willi vergnügt zur Thür hinein, und wie bei der Posaune des jüngsten Gerichts wachen bei seinem hellen Ruf all die Todten wieder auf und drängen sich um

die Mama und Tante Alice, um zu fragen, ob das Theaterstück nicht wunderschön war, und zu versichern, daß sie es sich ganz allein ausgedacht hätten, woran zu zweifeln Mutter und Tante auch gar keinen Grund finden.

Capitel VI.

Die Reise nach Curland.

„Morgen fahren wir nach Curland!"

„Morgen reisen wir zur Großmama!"

„Ach wenn es doch schon morgen wäre!" so heißt es den ganzen lieben Tag lang, und die Kinder wissen auf einmal gar nicht, wie sie die Zeit bis morgen hinbringen sollen.

„Wenn wir uns nur nicht verschlafen und zu spät zum Dampfboot kommen", sagt Aenni ängstlich.

„Mama wird uns schon wecken," beruhigt sie Elly. „Aber wenn Mama sich auch verschläft — sie steht manchmal später auf als wir?"

„Ich werde Euch schon wecken", versichert Willi zuversichtlich, „ich weiß, wie ich es mache, um nicht zu vergessen, daß wir morgen früh aufstehen müssen: Ich binde einen Knoten in mein Nachthemd, um mich zu erinnern.

Aenni will darüber vor Lachen sterben, und Willi wird sehr böse. Es fehlt nicht viel, so giebt es einen großen Zank, denn es sind beides kleine Hitzköpfe, die sich um jede Kleinigkeit ereifern können.

Um drei Uhr in der Nacht wacht ein Kind auf:

„Ist es noch nicht Morgen?"

Um vier Uhr erwacht ein anderes:

„Es ist gewiß schon spät!"

Um sieben aber schlafen alle so fest, daß die Mama sie ordentlich schütteln muß, um sie nur wach zu machen.

Alles ist gepackt und in Bereitschaft, ein Theil der Koffer schon weggeschickt, jetzt wird noch heißer Kaffee getrunken, und dann fährt man zum Dampfboot. Das liegt am Bollwerk und raucht und pustet, als

ob es sich nur widerwillig zur weiten Fahrt über den Peipus rüste. Es ist der Alexander.

Die Mama hält Bruno und Willi fest an der Hand, als sie über den schmalen Steg vom Ufer auf das Schiff gehen. Der Papa folgt mit Aenni und Elly, und Lieschen trägt das zweijährige Heddychen auf dem Arm. Nur Dorchen steht ganz traurig am Laude und winkt und grüßt zum Abschied, denn sie muß zurückbleiben, um das Haus zu bewachen.

Es läutet zum ersten, zum zweiten Mal, da kommen eilig Tante Alice, Axel und Erich, um nochmals Abschied zu nehmen und glückliche Reise zu wünschen. Die Mama sieht, wie Axel Elly einen schönen Blumenstrauß, aus seinem eignen Garten, überreicht, und gleich darauf weist ihr auch Aenni einen Strauß vor:

„Sieh, was ich bekommen habe!"

„Hat ihn Dir auch Axel gegeben?" fragt die Mama.

„Axel? nein —" erwiedert Aenni, „von dem hab ich es auch garnicht erwartet, Erich hat ihn mir gegeben."

Tante Alice lächelt über das naive Eingeständniß und bückt sich dann und küßt all die Kinder der Reihe nach, denn es läutet zum dritten Mal, und wer nicht mitfährt muß das Schiff verlassen.

Der Steg wird weggezogen, die Taue, welche das Dampfboot am Bollwerk festhalten, werden aufgewunden, ein schriller Pfiff ertönt, daß alle Kinder zusammenschauern, und langsam fangen die großen Räder an beiden Seiten des Schiffes an sich zu drehen und schlagen mit ihren rothen Schaufeln schnell und schneller in's Wasser.

Axel und Erich wehen mit ihren Taschentüchern, und die Spielgefährten auf dem Schiff grüßen entgegen mit Hüten und Händen und Tüchern, bis die Krümmung des Embachs ihnen Tante Alice und die Knaben aus den Augen rückt.

Es ist ein schöner, warmer Junitag, aber es weht doch ein frischer Wind, und nachdem die Stadt ganz den Blicken entschwunden ist, schickt die Mutter Lieschen mit den beiden kleinen Kindern in die Cajüte. Die drei großen dürfen oben bleiben, aber sie wollen natürlich erst sehen, wie es in der Cajüte aussieht, und der Papa führt sie auch hinab. Die Treppe ist schmal und steil und blank polirt, was Wunder, wenn Willi beim ersten Schritt darauf ausgleitet und alle Stufen kopfüber hinunterpurzelt. Da er sich aber keinen Schaden gethan hat, so lacht man bloß über das erste Reiseabenteuer, und im Lauf des Tages fallen

auch die Schwestern, eine nach der andern, etliche Stufen der dummen, kleinen Schiffstreppe hinab.

In der Cajüte sind rundum rothe Sammetsophas unter den kleinen Fensterchen, durch welche man das von den Rädern aufgewühlte, weiße Wasser spritzen und schäumen sehen kann, und auf diesen Polstern hat Lieschen Bruno und Hedwig schlafen gelegt. Da ist es nun langweilig für die großen Kinder, und sie steigen wieder hinauf auf's Deck, dort kann man doch besser Umschau halten und sehen, was am Ufer vorüberzieht. Viel ist es freilich nicht, denn der Embach fließt durch lauter flaches Land, Wiesen rechts, Wiesen links, nur hin und her sieht man die Gebäude eines großen Gutshofes sich erheben.

Willi fühlt sich mächtig vom Maschinenraum angezogen; die sich hebenden und senkenden Eisenstangen und Kurbeln, das große, rothe Feuer im Ofen und der schwarze Mann, der es schürt und bewacht, sind ihm ungeheuer interessant. Aber die Mama ist ängstlich und erlaubt ihm nicht allein da zu stehen und hinabzuschauen.

Die arme Mama muß ihre Augen überall haben und kommt garnicht zur Ruhe, denn auf einer Seite ist die Maschine, auf der andern die Cajütentreppe, und rundum das Wasser, das seinen magischen Reiz auf die Kinder ausübt und sie immer wieder dazu verlockt, sich weit über die Brüstung des Schiffes zu legen um hineinzublicken in den weißen, perlenden, fluthenden Schaum. Heute ist es der Mutter eine wahre Wohlthat, wenn die Kinder wieder einmal hungrig sind und durch das wichtige Geschäft des Essens stille an ihrer Seite gehalten werden.

Endlich gelangt man aus dem Embach in den großen Landsee, den Peipus, dessen weite Wasserfläche die Kinder mit staunenden Blicken messen. Das Schiff schwankt und schaukelt, daß es schwer hält über das Verdeck zu gehen. Die Mama sitzt still auf ihren Stuhl zurückgelehnt, mit geschlossenen Augen da, denn ihr ist recht erbärmlich schlecht zu Muthe, weil das Schaukeln sie seekrank macht. Die Kinder spüren nichts von Uebelkeit und freuen sich im Gegentheil, wenn es bergauf bergab zu gehen scheint. Nur Willi sieht mit besorgtem Blick auf seine Mama, deren bleiches Gesicht ihm noch nie so schmal erschienen ist wie eben jetzt.

„Sonderbar," sagt er zu Schwester Aenni, „alle Menschen haben Wangen, nur Mama hat keine," und mit seinen weichen Kinderhändchen die Mutter streichelnd, fügt er in ein schmeichelnd überredendem Ton

hinzu: „Du mußt recht viel essen, ebensoviel wie Elly, damit du auch so runde Wangen kriegst wie Elly."

Der Mama ist gerade in diesem Augenblick der Gedanke an Essen garnicht verlockend, aber sie lächelt doch und fragt, ob Willi ein Doctor werden wolle, daß er sich schon bei Zeiten darin übe Verordnungen zu machen.

Endlich geht das Schiff wieder ruhiger, man hat wieder Land zu beiden Seiten. Die grauen und weißen Möven, die den Kindern so viel Vergnügen gemacht haben, sieht man nun nicht mehr, dafür hat man auf den Ufern der Wjelikaja, in welche man jetzt eingelenkt hat, viel mehr zu sehen als auf denen des Embach. Viel tiefer eingebettet liegt der Fluß, und viel bebauter ist das Land, namentlich fallen den Kindern die vielen russischen Kirchen mit ihren fünf grünen Thürmen auf.

Um 5 Uhr Nachmittags ist man in Pleskau und der Alexander legt an, gerade unterhalb einer großen, stattlichen Kirche mit blauem Dach, das ganz mit silbernen Sternen besäet ist. Etwas weiter sieht man noch eine Kirche, die hat gar goldene Kuppeln, was den Kleinen sehr schön und großartig vorkommt.

Eine Menge Volks ist am Landungsplatz, und alles spricht russisch; auch gräßliche Omnibusse stehn da und viele einspännige, kleine Droschken, auf großen runden Federn, mit bärtigen, schmutzigen Kutschern.

Papa, Mama und alle Kinder steigen in einen Omnibus und fahren zum Bahnhof. Der Weg ist sehr lang, und es wird sehr heiß im Wagen.

„Ich glaube, es ist hier so heiß wie am Südpol," sagt Willi, und will es nicht glauben, daß am Südpol ebensogut wie am Nordpol nur Schnee und Eis anzutreffen sind.

Endlich langt man auf dem Bahnhof an und hat da noch ein paar Stunden auf den Zug zu warten, mit welchen man weiter fährt. Es ist recht sehr langweilig da und ein wahres Glück, daß man Abend essen kann inzwischen, nachdem man den Garten neben den Bahnhof angesehen und sich vom Papa die Schienen und eine Locomotive nebst ein paar Güterwagen hat zeigen und erklären lassen.

Jetzt wird es auf einmal lebendig auf dem öden Bahnhof, Wagen fahren vor, Gepäck wird hereingetragen und gewogen, Menschen kommen und gehen. Endlich tönt eine Glocke und antwortet ein schriller Pfiff, und mit unheimlich großen, rothglühenden Augen rollt mit Gestampf

und Gerassel die Locomotive heran, einen langen, langen Schwanz von Wagen nach sich ziehend. Die Kinder sind ganz aufgeregt und klammern sich ängstlich an die Eltern, auch Lieschen macht große Augen und wünscht lieber mit Pferden fahren zu können, denn sie hat ebensowenig wie ihre Pfleglinge jemals einen Eisenbahnzug gesehen.

Als man aber erst eingestiegen ist und es sich bequem gemacht hat, da findet man, daß es doch im Waggon geräumiger ist als im Wagen, und daß es auch „glatter" geht, nur viel weniger schnell, als sie Alle geglaubt haben, sie haben gemeint, man würde „fliegen" und sind nun etwas enttäuscht. Zuerst drängen sich die Kinder an die Fenster und wollen sehen wie die Telegraphenpfosten vorüberhuschen, aber allmälig gähnt eins und dann das andere und möchte lieber schlafen.

Zum Glück hat man Platz genug in dem großen Coupée, und die Mutter macht mit Decken und Kissen und Mänteln herrliche Betten auf. Es währt auch nicht lange, so schläft die ganze unruhige Bande so fest und süß wie daheim zu Hause, und auch die vielgeplagte Mutter findet endlich Ruhe.

Früh Morgens ist man in Dünaburg und wechselt den Zug. Es wird dabei Kaffee getrunken und auch etwas Toilette gemacht, aber man sieht doch übernächtig genug aus, als man um zwölf Uhr Mittags in Riga ankommt und von einem Bahnhof zum andern fährt.

Riga macht den Kindern einen großen Eindruck. Solch' eine stattliche Stadt haben sie noch nie gesehen, und nun gar der stolze Strom, die Düna, mit ihren vielen, vielen Schiffen und deren Mastenwald! Viel zu rasch rollt der Zug über die hohe, lange, eiserne Brücke, und viel zu schnell entschwinden die stolzen Thürme der alten Hansestadt den staunend geöffneten Augen der Dorpater Kinder.

Endlich ist man in Mitau und wird auf dem Bahnhof von der Großmama empfangen. Die Kinder erkennen sie gleich und begrüßen sie mit Jubel, denn sie ist schon öfters bei ihnen in Dorpat zum Besuch gewesen, und sie lieben sie alle „furchtbar".

Auf der Fahrt vom Bahnhof in die Stadt fragen die Kleinen wohl zehn Mal:

„Großmama wohnst Du hier, ist das Dein Haus?" Als aber der Wagen endlich hält, da sind sie sehr enttäuscht zu finden, daß die Großmama in einem so kleinen Häuschen lebt.

„Wo werden wir hier alle schlafen, es ist ja garnicht Platz für uns alle," bemerkt Bruno kopfschüttelnd.

Die Großmama lacht: „Ich bin eine alte, einsame Frau und habe in dem kleinen Hause Platz vollauf. Auch wenn ich liebe Gäste bekomme, habe ich Raum genug für sie, denn mein Häuschen ist von Gummi und kann sich ausdehnen; es wird immer größer, je mehr Menschen hineingehen."

Die ältern Kinder verstehen schon, daß die liebe Großmama nur einen Spaß macht, aber Bruno nimmt es buchstäblich und hat später auf dem Lande mit Vettern und Cousinen einen großen Streit darüber, weil die es ihm nicht glauben wollen, daß er in Mitau in einem Hause „ganz aus Gummi" gewohnt habe.

Am Abend aber als man schlafen geht, da gilt es die Geschicklichkeit zu bewundern, mit welcher die Großmama für Alle Betten hergestellt hat. Bruno und Hedwig schlafen jedes auf zwei großen Lehnstühlen, und Aenni, Elly und Willi haben ein „Braßbett", wie man es in Curland nennt, d. h. sie schlafen alle drei nebeneinander auf der Diele, und halten es für einen großen Spaß, weil es ihnen noch nie vorher passirt ist.

Capitel VII.

Bei der Großmama in Mitau.

Nun folgen bunte Tage. Man macht Besuche und bekommt Besuche ohne Ende. Die Kinder lernen so viele Tanten und Onkel kennen, daß sie garnicht alle ihre Namen behalten können, denn da giebt es Brüder und Schwestern, Schwäger und Schwägerinnen von Mama und von Papa, Onkel und Tanten von beiden Eltern, ja sogar ein paar ganz alte Urgroßtanten, und dann noch so viele Freunde und Bekannte, die auch Onkel und Tanten genannt sein wollen.

So lange man nur einen Vornamen zu behalten hat, geht es noch ganz gut, aber die vielen Familiennamen sich zu merken ist schon schwieriger, und da verfallen die Kinder auf allerlei lustige Aushülfen.

Es ist da z. B. ein großer, dicker Herr, der behauptet an Freundschaft für die Mama allen Andern „über" zu sein, die Kinder nennen ihn daher den Oberonkel; da ist ein zweiter, der hat einen hübschen Hühnerhund mit Namen „Halt", und wird nun schlechtweg als „Onkel Halt" bezeichnet; und dann ist da ein dritter, der Aenni fragt, ob sie ihn heirathen wolle, und der daher fortan der „Onkel Bräutigam" heißt.

Das Schönste aber ist dabei, daß alle diese guten Freunde und Verwandten die kleinen Dorpatenser auf alle Art verwöhnen und beschenken. Es sammeln sich so viele Kästchen und Schächtelchen mit der berühmten Mitauschen Chocolade und so viele Düten mit dem schönsten Confect an, daß es fast wie am Weihnachtsabend ist. Doch das hat auch seine Schattenseite und nimmt schließlich gar ein trauriges Ende.

In einer Nacht wird Willi wach: „Mir ist so schlecht, mir ist so übel!" und wie ein Echo kommen dieselben Worte von Aenni und Elly zurück, und zuletzt sieht es im Schlafzimmer fürchterlich aus.

Der Papa ist ganz ärgerlich darüber, und die Mama confiscirt darauf all die vielen Süßigkeiten, und von der Zeit an erfreuen sich die Kinder wieder ungestörter Verdauung und Nachtruhe und genießen die anderen Mitauer Vergnügungen mit um so größerer Frische.

In einem Verwandtenhause da sind viele Kinder, große und kleine, da kann man vortrefflich spielen und dahin geht man öfters; aber bei einem alten Onkel und einer alten Tante von der Mutter, die keine kleinen Kinder mehr haben, da ist es auch sehr schön, denn sie wohnen am Fluß, an der Drixe. Aus ihren Fenstern erblickt man das stattliche Schloß, von seinen schönen Parkanlagen umgeben, und auch bis zu ihrer Thür führt ein schattiger Baumgang längst des Wassers. Unter diesen Bäumen steht eine Schaukelbank, und da vergnügen sich die Kinder im Freien, und die gute, alte Tante giebt ihnen Weißbrod, um damit die Fischchen im Fluß füttern zu können, und dann hat sie auch sehr viele schöne Bilder- und Geschichtenbücher, noch aus der Zeit, da ihre Kinder klein waren, und an denen hat Aenni besondere Freude.

Eines Tages sind sie auch alle bei Onkel „Alla", Mamas Bruder Alfred, zu Mittag, und nach dem Essen läßt der Onkel einen Wagen kommen und fährt mit ihnen spazieren „auf den Damm". Am Ende der alten Weidenallee neben dem Canal, die so genannt wird, da liegt ein öffentlicher Garten mit einer Kegelbahn, und da wird ihnen erlaubt mit den großen, hölzernen Kugeln und Kegeln zu spielen, bis sie genug haben. Dann fährt man wieder nach Hause und Willi darf dabei auf

dem Bock sitzen. Die kleinen Mädchen im Wagen finden es herrlich und wundern sich daher, als Willi einmal nach dem andern fragt:

„Sind wir jetzt bald zu Hause?"

„Bist du müde, mein Junge?" fragt der Onkel.

„Ich nicht, o nein," erwidert Willi, „aber die armen Pferde werden ja müde, wenn wir so weit fahren, es sind so alte, magere Thiere."

Willi hat ein sehr weiches Herzchen und daher thut ihm auch einer seiner Vetter besonders leid, der krank gewesen ist und viel in der Schule versäumt hat und daher jetzt in den Ferien Privatstunden nehmen muß. Während die andern Kinder draußen spielen, sitzt er still bei Franz „zur Gesellschaft" und hört zu, wie der lateinische Vocabeln lernt:

„egregius — vortrefflich,
egregius — vortrefflich,

das ist ein dummes, schweres Wort!"

„Aber das ist ganz richtig," tröstet ihn Willi, „denn es ist ja auch sehr schwer etwas vortrefflich zu machen."

Von Stund' an wußte Franz das Wort und mußte immer an seinen lieben, kleinen Vetter denken, wenn er egregius las, und wie vortrefflich derselbe ihm das Wort erklärt hatte.

Einmal da führte die Großmama ihre Enkel in einen Spielzeugladen und gab jedem dreißig Kopeken sich etwas dafür zu kaufen. Das war ein Suchen und Wählen ohne Ende. Bruno wollte für sein Geld „ein paar große Pferde" kaufen und war etwas enttäuscht, als er hörte, daß es dazu nicht reichte, begnügte sich aber hernach mit einer schönen Peitsche. Willi nahm eine Pistole, die man mit Pistons wirklich abschießen konnte. Hedwig bekam eine Schachtel mit Holzgeschirren, um Kuchen aus Sand zu backen, und die beiden größern Mädchen kauften sich zusammen eine Springschnur, und einen Ball, und eine Uhr für ihr Puppenhaus, und freuten sich dabei, daß sie nun ihren Puppen in Dorpat etwas aus Mitau zum Geschenk mitbringen könnten.

Auch in's Theater ging die Großmama mit den Kindern, als der Oberon gegeben wurde. Das war herrlich, und Elly bekam die größte Lust auch als eine Elfe auf der Bühne zu tanzen. Willi aber wünschte nichts sehnlicher als Hüons Horn zu besitzen, nach dessen Klängen die Türken tanzen und springen mußten. Was gab es da zu erzählen, als die Kinder nach Hause kamen! Bruno und Lieschen konnten sich gar nicht vorstellen, wie alles gewesen war, es mußte ihnen daher vorgemacht

werden. Willi blies in eine Papierdüte und Aenni und Elly tanzten mit spitz in die Höhe gehaltenen Zeigefingern durch alle Zimmer.

Wie schön war es aber auch, wenn man einen Abend still zu Hause blieb, und die liebe Großmama den Kindern etwas erzählte. Da saß sie auf ihrem großen, alten Armstuhl, ein Kind auf dem Schooß, zwei auf den Lehnen des Stuhls und zwei auf dem Schemel zu ihren Füßen. Die Mährchen hatte sie freilich schon recht vergessen und mußte sich viele Correcturen von den Kleinen gefallen lassen, welche sie besser im Gedächtniß hatten. Aber wenn die Großmama „wahre Geschichten" erzählte, aus der Zeit, da Mama ein Kind war, oder aus ihrer eignen Jugend, welche sie auf dem Lande verlebt hatte, dann war es herrlich, und die Kinder wurden nie müde zuzuhören und Fragen zu stellen.

Bei all der Fröhlichkeit, allen Genüssen und all den vielen Besuchen, gab es aber auch einige ernste Gänge zu machen, auf denen die Kinder lernen konnten, daß es nicht allen Menschen immer so gut geht, und daß es auch Armuth, Krankheit und viel Trauriges in der Welt giebt.

Da war eine alte Großtante, die war schon jahrelang krank und saß ganz allein in einem halbdunklen Zimmer, und man durfte nur ganz leise mit ihr sprechen, weil ihr aller Lärm und alles helle Licht unerträglich war. Aber sie freute sich doch über die rosigen Gesichter der Kinder ihrer Großnichte, und schenkte jedem ein blankes Silberstück, weil sie nichts anderes zu geben hatte, denn sie war wohl reich, aber krank und elend und einsam.

Und dann war da eine alte lettische Frau, welche die Mama und alle ihre Geschwister gewartet hatte, als sie noch klein waren; zu der führte die Mutter nun auch ihre Kinder, und diese herzte und küßte sie. Sie sagte zwar, es gehe ihr sehr gut, aber wie armselig eng und niedrig erschien den verwöhnten Kindern das kleine, schmucklose Stübchen, in dem alten Hause auf dem dumpfen Hofe, in welchem sie wohnte.

Und dann ging die Mama einmal mit ihrer ganzen Schaar auf den Markt und kaufte jedem Kinde einen schönen Blumenstrauß, den sie hinaus auf den Kirchhof bringen und auf des Großvaters Grab legen sollten. Langsam und ernst ging die Mutter durch die langen, langen Gräberreihen auf dem großen Friedhof, und blieb hier stehen und dort, wo ein lieber Verwandter, ein guter Freund zur Ruhe gebettet war, bis sie an das Grab des theuren Vaters kam, den sie so sehr geliebt hatte, und dem sie ihre Kinder nun nicht mehr zeigen konnte.

Als sie darauf nach Hause kamen, da hing über dem Schreibtisch der Großmama ein großes Oelbild, das früher dort nicht gewesen war, und die Mama sagte den Kleinen, das sei ihres Großvaters Bild, von welchem sie eine Copie habe machen lassen, die sie mit nach Dorpat nehmen werde. Dabei hörten die Kinder, daß die Großmutter erzählte, das Bild sei bisher nicht gefirnißt gewesen, und sie habe bei dieser Gelegenheit den Maler gebeten es zu firnissen, darum sähe es jetzt so neu und frisch aus.

Einige Tage später hört nun die Mama, wie sich die beiden kleinen Knaben über das Bild unterhalten.

Bruno: „Großpapas Bild sieht uns heute so freundlich an."

Willi: „Er freuet sich wohl über uns, darum lacht er."

Bruno: „Warum soll er sich denn früher nicht auch über uns gefreut haben?"

Willi: „Nun dann ist er vielleicht sehr kitzlich gewesen, und das Pfirsichen (sollte Firnissen heißen) hat ihn so gekitzelt, daß er noch immer lachen muß."

Ueber all dem ist nun die für Mitau festgesetzte Zeit verstrichen, und man rüstet sich zur Weiterreise nach Althof, dem Pastorat, auf welchem des Vaters Bruder Theodor Prediger ist. Dort soll die Mama mit den Kindern längere Zeit bleiben, während der Papa noch viel, viel weiter, nach Deutschland reisen will.

Am letzten Tage soll zeitig Mittag gegessen werden, weil der Eisenbahnzug, den man benutzen will, vor drei Uhr abgeht. Großmamas Mädchen hat in der Küche zu thun, und Lieschen ist beim Einpacken behülflich, da ruft die Großmama die Kinder, daß sie mit ihr den Tisch decken sollen. Flink sind sie bei der Hand, und es geht alles wie am Schnürchen, nur zweimal kommt ein kleines Zwischenspiel vor. Eins entsteht durch Bruno's Frage, ob die Gabel die Frau von dem Messer ist, die Keiner recht zu beantworten weiß, und für das zweite sorgt Klein-Heddy.

Die Großmama hat einen Teller mit Bratkartoffeln hereingetragen und auf den Tisch gestellt. Hedwig ist gerade groß genug um mit der Nase über den Rand des Tisches zu reichen, wenn sie sich auf die Fußspitzen stellt. Gebackene Kartoffeln ißt die Kleine gar zu gern und ihr Duft lockt sie näher und näher an den Tisch. Der Teller steht so nahe am Rande, daß es ihr gelingt mit kühnem Griff eine Kartoffel zu erwischen. Aber dieselbe hat leider eine dicke rauhe Schaale, und Hedwig

scheut sich da hinein zu beißen. Sie läuft damit zu Bruder Willi und sagt gebietrisch in ihrer noch unvollkommenen Ausdrucksweise:

„Mach mir Toffel todt," was natürlich bei allen Geschwistern unermeßlichen Jubel hervorruft, und sogleich Mama und Papa und Großmama erzählt werden muß.

Capitel VIII.

Im Pastorat auf dem Lande.

Die Fahrt nach Althof währte nicht sehr lange. Erst hatte man ein paar Stationen Eisenbahn, dann erwarteten Onkel Theodors Wagen und Pferde die Reisenden, und zum Thee war man bereits in dem hübschen, mitten im Garten gelegenen Pastorat angelangt.

Dort lebte auch „die andere Großmama", das heißt des Vaters Mutter, und die kannten die Kinder noch gar nicht; aber um eine Großmutter kennen und lieben zu lernen braucht man nicht viel Zeit. Auch die Tante Mathilde und ihre Kinder waren den Dorpatensern so gut wie fremd, doch schloß sich bald ein enges Freundschaftsband um die so nahe verwandten Familien.

Onkel Theodor hatte drei Kinder, von denen das älteste ein kleines Mädchen war, Gertrud genannt, welches im Alter Willi zunächst stand, und es sich eifrig angelegen sein ließ die fremden kleinen Gäste möglichst rasch in Altdorf heimisch zu machen. Dann kam ein kleiner Knabe, der ebenfalls Bruno hieß und nur wenig älter als Hedwig war, für welche er eine rührende Zärtlichkeit an den Tag legte. Er war ganz blond und blauäugig, während Heddy ein kleines schwarzbraunes Mägdlein war, und da gab es manch hübsches Bild, wenn diese beiden Kinderchen so freundlich mit einander spielten und Hand in Hand durch den Garten liefen. Sehr fest auf ihren Beinen waren sie beide noch nicht, und es kam daher nicht selten vor, daß sie einander umwarfen, das that aber der

Freundschaft keinen Schaden. Namentlich wenn der kleine Bruno zärtlich wurde und die spröde Hedwig küssen wollte, dann endigte es regelmäßig damit, daß sie beide über einander rollten.

Das jüngste Kindchen in Althof lag noch in den Windeln und zählte daher gar nicht mit — es war noch „gar zu dumm".

Kaum hatte man am Morgen nach der Ankunft auf der großen Treppe zum Garten gefrühstückt, so zogen auch schon die Kinder aus, um unter Gertruds Führung sich alles anzusehen. Zuerst den Garten mit seinen schönen Rosen und all den andern Blumen und dem kleinen Bach, der mitten hindurch fließt, und dann den Pferdestall und die Kühe und Schafe und zuletzt auch die Schweine.

„Was sind das für große braune Kaffeebohnen, die da auf der Erde liegen?" fragte Bruno, als man aus den Ställen kam, und schickte sich an einige davon in seine Hand zu nehmen.

Gertrud war ganz entsetzt über eine solche himmelschreiende Unwissenheit, dann aber fand sie dieselbe so furchtbar komisch, daß es ihr vor Lachen nur mit Mühe gelang Bruno zu erklären, daß das Schafsmist sei.

Als nun die Kinder wieder heimkehrten, da hatten sie der Mutter viel zu erzählen.

„Weißt Du was wir gesehen haben — so viele Kälber hat Onkel Theodor, und so viele Pferde, und eine große Sau mit elf reizenden Ferkeln," so berichteten alle mit einem Mal, nur Bruno schwieg bis sich die anderen erschöpft hatten, dann sagte er wie um sie alle zu überbieten.

„Aber weißt Du auch, was ich gesehen habe? — Schafsmist!"

Am Nachmittag machte man einen großen Spaziergang in den Wald, der Althof ringsumher umgiebt. Wie schön war es da, die Bäume so hoch, und das Gras und Moos darunter so grün und frisch! Wie viel Blumen gab es da zu pflücken und wie viel Tannenzapfen und Eicheln aufzulesen! Der Papa hieß die Kinder auch nach großen Stücken rothbrauner Borke suchen und schnitzte ihnen daraus kleine Bötchen, die man im Bach schwimmen lassen konnte. Und Onkel Theodor schnitt eine lange biegsame Haselruthe ab, um daraus für Willi eine Angel zu machen.

Es gab auch einen kleinen viel verzweigten See im Walde, ganz umrahmt von schönen stattlichen Bäumen, die sich in seinem dunklen Wasser spiegelten. Da war es wunderhübsch, so feierlich still, so grün

und duftig. An einer Stelle hatte der Sturm zwei große alte Bäume entwurzelt, die lagen nun über einander gefallen auf der Erde, und zwischen ihren noch mit Moos und Erde umgebenen Wurzeln hatte sich ein Raum gebildet wie eine kleine Hütte, in der die Kinder gerade alle Platz hatten, und welche sie ihren Waldpalast nannten. Sie mochten sich gar nicht davon trennen, und so war es spät geworden, als man den Heimweg antrat, und die Sonne ging eben hinter den Bäumen am anderen Ende des See's glühendroth unter.

„Wird es zischen, wenn die Sonne in's Wasser fällt?" fragte Bruno.

„Die Sonne fällt gar nicht, sie steht immer fest," bemühte sich Elly den dummen kleinen Bruder zu belehren, „die Erde dreht sich um die Sonne," fuhr sie altklug fort, als sie aber auf den Gesichtern der Großen ein Lächeln wahrnahm, wurde sie plötzlich befangen und meinte, sie hätte wohl eine Dummheit gesagt, die sie rasch gut machen müsse; „oder die Sonne dreht sich um die Erde — eins dreht sich," fuhr es ihr rasch heraus.

Onkel Theodor sah die Mama von der Seite an und sagte neckend: „Dein Geographie-Unterricht scheint nicht sehr klar gewesen zu sein."

Da trat aber Aenni für ihrer Mutter Ehre unerschrocken in die Schranken. „Mama hat es uns ganz richtig gesagt: die Erde dreht sich um die Sonne und der Mond um die Erde, Elly hat nur wieder Confusion gemacht, das ist nicht Mamas Schuld."

„Brav mein Töchterchen," sagte der Papa und strich liebkosend über Aenni's blonden Kopf, der stets so klar und sicher alles behielt, was er einmal erfaßt hatte. Elly aber war ganz roth und verlegen geworden, und die Mama mußte das leidenschaftliche, eifersüchtige kleine Herz durch ein freundliches Zunicken und einen stillen Händedruck wieder zur Ruhe bringen, damit die Thränen nicht in die dunklen Augen träten.

Nur wenig Tage noch blieb der Papa in Althof, dann mußte er weiter reisen, zuerst nach Berlin und darauf in ein Bad. Als er Abschied nahm, bestellten sich die Kinder allerlei schöne Sachen, die er ihnen mitbringen sollte, und zuletzt fügte Willi noch hinzu:

„Grüß auch Kaiser Wilhelm," denn seit dem Franzosenkriege war Kaiser Wilhelm das Heldenideal der Kinder.

„Wir werden Dir auch alle schreiben," versprach Aenni großmüthig und tröstend, denn sie dachte der arme Papa würde sich gewiß sehr langweilen so ganz allein.

Onkel Theodor gab dem Bruder das Geleit bis zur Eisenbahnstation, und die Frauen und Kinder, die zurückblieben, fühlten sich etwas einsam und verlassen. Die Großmama ging Mittag schlafen, die Mutter wollte einen Brief schreiben, und die Kinder zerstreuten sich im Garten. Später aber schlug die Tante Mathilde einen Besuch auf dem Gutshof vor, mit dessen Bewohnern sie verwandt war, und der nur eine kurze Strecke vom Pastorat entfernt lag.

Als man sich zu dem Gange rüstete, fehlte der Großmama großer runder Strohhut, den sie ihrer schwachen Augen wegen im Freien stets zu tragen pflegte. Man suchte und suchte, er war nirgend zu finden. Auch Elly war nicht da, und in der Mama tauchte eine schwarze Ahnung auf, daß die beiden Verschwundenen in engem Zusammenhang stehen könnten. Sie ließ daher die Andern nach dem Hut suchen und machte sich auf, den Garten nach ihrem Töchterchen zu durchstöbern. Nicht sehr weit war sie gegangen, als sie aus dem weniger gepflegten, parkähnlichen Theil des Gartens Elly sich entgegenkommen sah, ein Buch in der Hand und auf dem Kopf den vermißten Strohhut, der viel zu groß für ihr kleines Persönchen, ihr ein äußerst possierliches Ansehn gab, umsomehr als sich der rundum befestigte Schleier auf einer Seite gelöst hatte und hinten herunterhängend lang auf der Erde nachschleppte.

„Aber Elly wie durftest Du Großmamas Hut nehmen?"

„Ja meiner war nicht da, und dieser lag da," war die unbefangene Antwort.

„Und was hast Du denn so weit hinten im Garten gemacht, daß Du unser Rufen nach Dir garnicht gehört hast?"

„Ich habe den Weiden am Bach vorgelesen."

Darauf war die Mutter nicht vorbereitet und hätte beinahe laut aufgelacht, was Elly sehr gekränkt hätte, da sie es vollkommen ernsthaft nahm.

„Haben sie auch hübsch zugehört?" fragte die Mama mit leisem Lächeln in den Augen.

„O ja, sie waren ganz still, nur wenn etwas sehr Hübsches kam, haben sie leise gerauscht und mir zugenickt."

„Du bist ja eine kleine Märchendichterin," sagte die Mama und küßte ihr phantasiereiches Töchterchen, „aber nun komm und bitt die Großmama um Verzeihung, daß Du ohne ihre Erlaubniß ihren Hut genommen hast."

In Groß-Althof wurde man freundlich empfangen und herzlich willkommen geheißen. Da waren auch vier Kinder, Helene, Elisabeth, Karl und Bernhard, und da gab es wieder vielerlei zu sehen, und man konnte in so großer Gesellschaft herrliche Spiele spielen. Ein zahmes kleines Reh war da im Garten, das war so fromm, daß es aus der Hand fraß, und einen ganz kleinen dicken Ponny besaßen die Kinder, der hieß Hans und war so alt und klug, daß man ihm die Kleinsten selbst ohne Sorge anvertrauen konnte, wenn er vor das Wägelchen gespannt war, das zu ihm gehörte. Die Kinder meinten zwar, sie kutschten den Hans, ihr Papa war davon überzeugt, daß Hans sich selbst zu leiten verstände und stets den Weg zum Stall zurückzufinden wissen würde.

Nach dem Kaffee wurde vor der breiten Freitreppe ein herrliches Spiel arrangirt. Unter einen Lehmtopf wurde ein Stück Chocolade, ein paar Bonbons oder ein Pfefferkuchen gelegt, und dem Topf gegenüber wurde in einiger Entfernung ein Kind gestellt, dem man die Augen verband und einen Stock in die Hand gab. Dann drehte man es ein paar Mal in die Runde und ließ es los, damit es mit dem Stock nach dem Topf schlage. Traf es ihn, so durfte es das darunter befindliche Naschwerk behalten. Es war jedes Mal ein großer Jubel, wenn eins vorbeiging und weit entfernt vom Ziel mit dem Stock auf die Erde hieb.

„Es kann doch garnicht so schwer sein die gerade Richtung einzuhalten und die Entfernung richtig zu bemessen," meinte die Tante Mathilde.

„Willst Du es versuchen?" fragte ihr Mann, der inzwischen auch hingekommen war, „ich wette Du schlägst vorbei."

„Gut, es gilt, treff ich den Topf, so schenkst Du mir einen neuen Sonnenschirm."

„Topp, und nun Kinder paßt auf, jetzt versucht Tante Mathilde ihr Glück!"

In athemloser Spannung folgte die Kinderschaar dem verheißenen Schauspiel. Jedes suchte einen möglichst erhabenen Standpunkt zu gewinnen, um ja keine Bewegung der Tante aus den Augen zu verlieren, und es drängte sich daher alles auf der Treppe zusammen. Karl und Willi erkletterten sogar einen der beiden steinernen Löwen, welche zu beiden Seiten der letzten Stufe lagerten. Von seinem breiten Rücken aus konnten sie prächtig auf den Glückstopf herniederblicken, der gerade zu seinen Füßen stand.

Tante Mathilde ließ sich die Augen verbinden und machte dann sicher und siegesgewiß einige Schritte in gerader Richtung, je weiter sie aber kam, je mehr wich sie seitwärts ab. Endlich stand sie still und hob den Stock zum Schlage — krach fiel er nieder und traf — den steinernen Löwen gerade in's Gesicht! Mit rascher Bewegung riß sie das Tuch von den Augen und rief:

„Ich habe getroffen!"

„Ja, den Löwen, den Löwen," jubelte es rings um sie her, und unendliches Gelächter begrüßte ihre kühne That!

In komischer Verwirrung blickte sie das steinerne Ungethüm vor sich an und gab ihm noch einen Schlag auf den Mund, der ihr zu einem höhnischen Grinsen verzogen schien. Die beiden kleinen Löwenritter aber wären vor Lachen beinahe rücklings hinunter gestürzt, so „furchtbar komisch" wollte ihnen das Attentat ihrer Tante auf den Wüstenkönig erscheinen.

Einstimmig beschlossen aber nun die Kinder, daß Tante Mathilde wenigstens zum Trost für den verlornen Sonnenschirm die Chocolade aus dem Glückstopf erhalten müsse, obgleich sie ihn nicht getroffen. In dankbarer Anerkennung der guten Absicht, nahm sie die süße Gabe freundlich an und biß tapfer hinein.

Als man sich am Abend anschickte nach Hause zu gehen, da stand Hans mit dem kleinen Wägelchen vor der Thür und ließ geduldig so viel Kinder einsteigen, als nur irgend Platz finden konnten. Willi durfte kutschen, und mit einer sehr vergnügten Heimfahrt schloß dieser erste Besuch in Groß-Althof.

Es war dabei die Abmachung getroffen worden, daß die Kinder von nun an täglich beim Baden zusammenkommen sollten. Der Bach der durch den Garten fließt, gewährte daselbst nur eine Badestelle, welche für die Kleinen zu tief war. Man hatte also aufmerksam seinen weitern Lauf durch Wiesen, Felder und Erlengebüsch verfolgt, bis man eine Stelle gefunden, die nicht zu flach und nicht zu tief und von ein paar Erlen hübsch beschattet war. Dieses Plätzchen lag so ziemlich auf halbem Wege zwischen dem Gutshause und dem Pastorate und war daher sehr geeignet zu einem Stelldichein für die kleinen Mädchen.

Die Badestunde war ein tägliches Fest, auf welches man ungeduldig wartete. Willi hatte dabei freilich keine Gesellschaft, weil die Groß-Althöfschen Knaben aus irgend welchem Grunde nicht kalt baden durften, und Bruno es nicht mochte. Nur seine Mama und Pascha, der große

Neufundländerhund, der sich besonders an ihn geschlossen hatte, begleiteten ihn jeden Morgen zum Bade, da es der Mutter zu gewagt erschien den sechsjährigen Knaben ganz allein gehen zu lassen.

Eines Tages war sie jedoch verhindert, und die Tante Mathilde erbot sich Willi zu beaufsichtigen. Der kleine Junge aber wollte es durchaus nicht haben und erklärte lieber gar nicht baden zu wollen. Nun war es gerade ein sehr heißer Tag und die Sehnsucht nach dem kühlen Wasser wurde unwiderstehlich groß in Willi's Herzen. Melancholisch sitzt er in einem Winkel und sinnt auf einen Ausweg. Plötzlich springt er auf, ihm ist ein rettender Gedanke gekommen und schnell läuft er zur Tante, um ihn ihr mitzutheilen:

„Du kannst mit mir baden kommen, aber du mußt dabei die Augen zumachen."

Nun erst versteht die gute Tante den Grund seiner Abneigung gegen ihre Gesellschaft, die sie bisher für eine Laune gehalten hat, und verspricht ihm gern seine Bedingung zu erfüllen. Seelenvergnügt wandert Willi an ihrer Hand zum Badeplatz.

Als der Knabe eben fertig ist, kommen auch schon die Mädchen, und die Tante bleibt diesmal auch während ihres Bades dabei. Pascha hat sich zu ihren Füßen im Schatten gelagert und zieht es ebenfalls vor da zu bleiben, statt mit Willi nach Hause zu gehen.

Die kleinen Mädchen lachen und plaudern, necken und spritzen sich, auf einmal gleitet eins aus und schreit erschreckt auf. Pascha ist schon lange unruhig geworden durch all das Geplunsch und Geplatsch im Wasser; wie er nun den Schrei hört, denkt er, daß ein Unglück geschehen sei und er helfen und retten müsse, und er springt mit einem gewaltigen Satz mitten unter die Kinder in's Wasser, daß dasselbe nach allen Seiten hoch aufspritzt.

Dabei hat er Gertrud's Hemd, das in seiner Nähe am Ufer lag, mit in's Wasser gerissen, und der schnell fließende Bach entführt es augenblicklich weiter und weiter.

Tante Mathilde ruft den Hund zurück, die Kinder lachen und schreien, Pascha fängt wüthend zu bellen an, und es bleibt den kleinen Mädchen zuletzt nichts übrig, als sich vor ihm an's Ufer zu retten, wo denn das Verschwinden von Gertrud's Hemd entdeckt wird und neuen Anlaß zu großer Fröhlichkeit giebt. Es gelingt zwar den vereinten Kräften das entführte Kleidungsstück wieder aus dem Bach zu fischen, aber es

ist natürlich nicht zu brauchen, und Gertrud muß ihre übrigen Sachen ohne Hemd anziehen und so nach Hause gehn.

Von dem Tage an hielt Pascha es für seine Pflicht, Willi nicht allein in's Wasser gehen zu lassen. Gravitätisch stieg er mit dem Knaben in den Bach und wäre bis zum jüngsten Tage drin geblieben, wenn es Willi nicht gefallen hätte früher sein Bad zu beenden. Wenn er dann herauskam, schüttelte er mit solcher Wucht sein zottiges Fell, daß die Mama sich und Willi's Kleider vor dem Sprühregen, der daraus nach allen Seiten flog, schleunigst hinter den nächsten Busch retten mußte.

Außer dem Badevergnügen gewährte der Bach Willi auch noch ein anderes, und das bestand im Angeln. Sehr fischreich war das Wasser gerade nicht, und sehr geschickt zu angeln verstand Willi auch nicht; dafür war die Freude um so größer, wenn er einmal etwas fing und nach Hause bringen konnte, und unermüdlich war darnach die Geduld des kleinen Jungen. Auch verstand er es sehr gut sich über etwaigen Mißerfolg zu trösten.

Eines Tages saß er schon lange Zeit am Bach und angelte, als die Mutter und die Tante mit den andern Kindern ihn zu einem weitern Spaziergang abholen kamen.

„Hast Du etwas gefangen?" fragten die Schwestern. Nein, gar nichts," lautete die Antwort.

„Armer Willi", sagte Aenni mitleidig, „so lange hast Du vergeblich still gesessen!"

Aber Willi wies ihr Bedauern stolz zurück:

„Petrus hat die ganze Nacht gefischt und nichts gefangen", sagte er eifrig und vollständig davon überzeugt, daß darin auch eine genügende Rechtfertigung für ihn enthalten sei.

Am andern Tage aber war dafür das Glück ihm günstiger, und er konnte stolz drei fingerlange Fischlein als Beute heimbringen. Die mußten nun zum Abendessen gekocht werden, und Willi bot der ganzen Tafelrunde mit großer Genugthuung davon zu schmecken an. Die Mama mußte einen ganzen Fisch verzehren und machte ihren kleinen Sohn sehr glücklich dadurch, daß sie erklärte, er habe fast eben so wie ein Krebs geschmeckt und mehr Fleisch als ein solcher gehabt.

Am Kindertisch war mittlerweile in aller Stille ein heftiger Streit über die Fische entbrannt, dessen die Eltern erst gewahr wurden, als es bereits zu einer Katastrophe gekommen war.

Glühend vor Zorn sprang Gertrud auf, die von Bruno's nerviger kleiner Faust einen tüchtigen Schlag erhalten hatte.

„Er hat mich geschlagen!"

„Ja, warum ist sie so dumm!"

„Ich habe aber Recht — todte Fische kann man nicht essen!"

„Wie kannst Du das sagen — Niemand kann doch einen Fisch lebendig auffessen."

Nur mit Mühe gelang es den beiden Müttern die erhitzten kleinen Köpfe zu beruhigen und das Mißverständniß aufzuklären. Darauf erfolgte dann eine Versöhnung, die jedoch nicht im Stande war einen dauernden Frieden zwischen diesen beiden Kindern herbeizuführen. Bruno zweifelte seitdem sehr häufig an Gertruds Behauptungen, und diese nahm das gewaltig übel, da sie doch zwei volle Jahre älter als er war und sich ihm an Weisheit und Verstand überlegen fühlte.

Noch am letzten Tage vor der Abreise der Dorpatenser kam es zu einem Auftritt zwischen Vetter und Cousine.

Die Mama packte ihre Koffer in dem von ihr bewohnten Zimmer des obern Stocks. Da kommen kleine Füße eilig die Treppe herauf, die Thür springt auf, und Gertrud und Bruno stürmen in die Stube.

„Mama, Gertrud sagt, daß Du ihre Taute bist, ist das wahr?"

„Ja mein Sohn, das ist ganz richtig."

Gertrud ist befriedigt, und Bruno ergiebt sich nothgedrungen darein, daß sie Recht gehabt hat, und beide ziehen ab. Es währt keine fünf Minuten, so sind sie wieder da:

„Aber wenn wir morgen fortgefahren sein werden, bist Du dann noch ihre Taute?"

„Ja, mein Sohn", sagt die Mama und bemüht sich ihm auseinander zu setzen, daß die verwandtschaftlichen Beziehungen einmal fest stehen und durch die Entfernung nicht aufgehoben werden.

Gertrud und Bruno poltern die Treppe hinunter, und die Mama denkt sie jetzt los zu sein, aber sie hat noch kein Dutzend Hemde durchgezählt, als die Thür sich von Neuem öffnet, und die beiden streitenden Parteien wieder vor ihrem Richterstuhl stehen.

„Aber wenn wir Alle gestorben sind und im Himmel sind, bist Du dann noch immer ihre Taute?

Nun wird die Sache schwierig für die arme Mama, und sie muß sich gestehen, daß das alte Wort: Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weise beantworten können, auch auf die Kinder Anwendung finde.

„Ihr werdet sein wie die Engel im Himmel", sagt sie mit den Worten der heiligen Schrift, „und das heißt, daß Einer den Andern lieb haben wird von ganzem Herzen, und dann ist es einerlei, ob man mit einander verwandt ist oder nicht. Gottes Engel sind alle eine große Familie in Liebe und Gehorsam gegen den himmlischen Vater verbunden."

Sie hat ernst gesprochen, und ernst schauen die Kinder sie an, dann geben sie sich die Hand und gehen so in Frieden die Treppe hinunter, zum dritten und letzten Mal.

Aenni schreibt an den Papa.

Lieber Papa!

„Ich habe Dir was Hübsches zu erzählen, darum schreibe ich Dir heute. Gestern nach dem Mittagsessen fuhren wir in den Wald, und die Groß-Althoffschen auch. Onkel Theodor, Großmama, Willi und Gertrud fuhren in einem Wagen, Mama, Tante Mathilde, Bruno, Elly und ich in einem anderen. Als wir in dem Walde ankamen, waren die ans Groß-Althof schon da. Nnn sammelten wir alle Reisig und machten ein Feuer au, und Onkel Theodor kochte Kaffee, weil er behauptet, daß er ihn am besten macht. Tante Mathilde aber sagt, er verbrauche immer dreimal so viel Kaffee als nöthig ist. Nachdem wir getrunken hatten, pflückten wir Seerosen, denn es war ein Teich da, und auch Maiglöckchen, und später fanden wir noch Erdbeeren. Kuchen waren auch mitgenommen. Darauf gingen wir zu Fuß nach Hanse, d. h. nur ein Stückchen, denn die Wagen kamen nach, uud wir stiegen wieder ein. Ein klein bischen hinter der Kirche zerbrach der Wagen, worin Onkel Theodor, Mama, Gertrud und Willi saßen, und sie wären beinahe in den Graben gefallen. Gertrud hatte sich so erschreckt, daß sie anfing zu weinen, und Tante Mathilde nahm sie anch in unseren Wagen, die Anderen aber und ich gingen das letzte Stück zu Fuß. Dann wurde zu Abend gegessen und wir gingen schlafen. Es war sehr schön im Walde. Elly will Dir auch schreiben."

Deine Dich liebende Tochter
Aenni.

Lieber Papa!

Aenni hat was vergessen, und das werde ich Dir schreiben. Vor ein paar Tagen — (Gertrnd sagt immer „vorigen Tag", aber Mama sagt, das ist curisch und nicht richtig) — vor ein paar Tagen war Johannisabend, und da wurden Theertonnen gebrannt. Das sah sehr

hübsch aus, denn es brannten viele, beim Schulhaus, bei der Mühle, in Groß-Althof und überall. In Groß-Althof ließen sie auch Raketen fliegen, und wir sahen die auch. Onkel Theodor ging mit uns bis zum Waldrand, wo sein Johannisfeuer war, und da standen viele Knechte und Mägde und sangen: „ligo Jahnit" *). Dann kamen sie auch in unseren Hof singen, und Tante Mathilde ließ ihnen Bier und Käse geben, und sie setzten ihr einen Kornblumenkranz auf und sangen allerlei. Aber alles war lettisch, und wir konnten es nicht verstehen. Das Viehmädchen machte die Verse selbst. Mama sagte, sie — im-pro-vi-sirt, und die anderen sangen nur das letzte Ende mit und lachten manchmal furchtbar dabei. Einmal sagte uns Tante Mathilde den Vers auf Deutsch, der war auf Pascha und schrecklich komisch. Mehr weiß ich nicht zu erzählen. Willi wird Dir aus Waldheim schreiben, wenn wir bei Tante Hannchen sind. Morgen fahren wir dahin.

Deine Dich liebende Tochter
Elly.

Capitel IX.

In der Forstei.

Nun gab es wieder eine Reise zu machen, und die Kinder freuten sich darauf, wenn es ihnen auch ein bischen leid that, Althof und die lieben Verwandten zu verlassen, bei denen es so herrlich gewesen war. Onkel Theodor schickte sie mit seinen Pferden den halben Weg, bis zu einem Kruge, wo sie die Equipagen aus Waldheim finden sollten, denn da man sehr viel Gepäck hatte, brauchte man immer 2 Wagen und viele Pferde. Es war ein schöner Sommertag, und der Weg führte durch reich bebautes, gesegnetes Land. Große Kornfelder, auf denen eine viel verheißende Ernte dem Schnitt entgegen reifte, wechselten mit schattigem Walde und schmucke Bauernhäuser mit stattlichen Gutshöfen. An manch' schmucklosem Kirchlein und manch'

*) Altes lettisches Johannislied.

ansehnlichem Schulhaus kam man vorbei. Einmal da mußte man auch auf einem Prahm oder Floß über einen Fluß setzen, und das war den Kindern etwas ganz Neues. Und dann das Mittagsessen im Kruge, das war auch ein angenehmes Reiseerlebniß.

In Dorpat nennt man die Bier- und Branntweinschenken der untersten Ordnung einen Krug, und die aristokratisch gesinnten Kinder, die nur diese wirklich wenig einladenden Krüge kannten, dachten mit Grauen daran, in einem solchen ihr Mittagsmahl halten zu müssen. Sehr angenehm überrascht waren sie daher, als sie vor dem curischen Kruge an der großen Landstraße hielten. Das war keine dunkle kleine Spelunke, sondern ein ganz stattliches sauberes Haus mit einer überdachten Treppe und einem großen Thor daneben, durch welches der Wagen in die „Stadolle" fuhr, nachdem seine Insassen ausgestiegen und der freundlichen, deutsch redenden Frau Wirthin in das Gastzimmer gefolgt waren. Die weiß gescheuerte, mit Sand bestreute Diele, die gehäkelte Decke auf dem großen Tisch vor dem altmodischen, mit schwarzem Ledertuch bezogenen Sopha, und die Geranien und Balsaminen auf dem Fensterbrett, gaben demselben ein ganz wohnliches Ansehen, und das Mittagsessen fiel sehr viel besser aus, als die Kinder sich's gedacht. Sie hatten sich höchstens die landesübliche, ihnen gräßlich schmeckende „saure Grütze" versprochen und waren sehr angenehm enttäuscht, als sie statt dessen Schwarzbeerensuppe mit süßem Reis dazu und Hasenbraten mit grünem Salat vorgesetzt erhielten. Auch einen guten Kaffee bot die Wirthin ihnen an, aber Mama wollte nicht länger warten, denn Onkel Carls Pferde hatten sich schon ausgeruht und konnten die Reisenden gleich weiter befördern.

Willi kam ganz stolz aus der Stadolle in die Stube zurück und erzählte:

„Elf Pferde und vier Kutscher und vier Wagen gehören alle uns," denn nach Kinderart hielt er sich für den unumschränkten Gebieter über alle diese zu seiner Disposition gestellten Menschen, Thiere und Gefährte seiner beiden Onkel.

Mit den frischen Pferden legte man die letzten Meilen nun sehr rasch zurück und war zum Thee in Waldheim, wo die gesammte Hausbewohnerschaft die lieben Gäste auf der großen, von alten Kastanienbäumen beschatteten Treppe erwartete und empfing.

Da war der imposant blickende Onkel Carl, der Oberförster, und Tante Hannchen, seine Frau, der Mama zweite Schwester, und neben

ihr ihr einziges Kind, der Vetter Paul, ein Knabe von 10 Jahren. Und dann war da die Mitau'sche liebe Großmama und Onkel Carls Schwester Adele mit ihren beiden Kindern, Helene und Arthur, welche für die Ferien zum Besuch in der gastfreien Forstei waren. Alle, alle freuten sich nun über die seltenen Gäste aus Dorpat.

Das gab ein Begrüßen und Küssen und Vorstellen! Die Kinder sahen sich zum ersten Mal im Leben, aber binnen Kurzem war die innigste Freundschaft geschlossen, die für das Leben vorhalten sollte.

Vier kleine Knaben und vier kleine Mädchen waren da bei einander, und ausgesprochene Sympathie zog bald zwei und zwei näher zusammen. Aenni und Helene, Arthur und Willi standen sich im Alter am nächsten und waren bald unzertrennlich, während Paul sein 7-jähriges Cousinchen Elly besonders ins Herz schloß und das kleine Mädchen ritterlich beschützte. Bruno und Hedwig waren auch hier, wie zu Hause, die besten Spielgefährten für einander.

Diese beiden „Kleinen" gewannen sich aber noch unter den Erwachsenen besondere Freunde, Heddy an ihrer Taufmutter Tante Hannchen und Bruno an Onkel Carl, dem der selbstständige, altkluge kleine Patron unendlichen Spaß gewährte, nachdem er gleich am ersten Morgen nach der Ankunft seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Wie überall in Curland, wurde in Waldheim etwas Gründliches an Essen und Trinken geleistet, und der Riesentisch im Speisezimmer war fünf Mal am Tage mit reichlicher Mahlzeit besetzt. Onkel Carl liebte dabei die strengste Pünktlichkeit und Ordnung, und Jedermann mußte auf die Minute zum Essen sich einfinden.

Um das zu ermöglichen und die Kinder zusammenzurufen, die stets in Hof und Garten umherschwärmten, hatte Tante Hannchen die größte Glocke aus dem Stall holen lassen. Diese wurde nun geläutet, wenn es Zeit war, da ihre eherne Zunge weiter gehört werden konnte, als der Ruf aus menschlichem Munde.

Nur eine Mahlzeit am Tage, das zweite Frühstück, wurde nicht mit strenger Regelmäßigkeit eingehalten, d. h. es konnten dazu sich alle einzeln einfinden, da es nicht sitzend eingenommen wurde, und Jeder sich selbst dabei bediente. Kalte und warme Speisen, Reste vom Mittage und Abendessen des vorhergegangenen Tages, bildeten seine Bestandtheile und wurden alle zugleich auf den Tisch gesetzt zu beliebiger Auswahl.

An diesem ersten Morgen nun trafen Onkel Carl und die beiden Kleinen am Frühstückstisch zusammen. Die Mutter gab den kleinen Kindern

ein Butterbrod und etwas Gemüse und nahm sich selbst ein Cotelett. Bruno betrachtete seine Portion von allen Seiten und kam zu der Ueberzeugung, daß sie für seinen großen Hunger nicht genügend sein werde. Eine direkte Frage um mehr in des Onkels Gegenwart zu thun, genirte er sich, er machte also nur der Mutter die vertrauliche Mittheilung:

„Coteletten eß' ich auch."

Onkel Carl hatte viel Sinn für Humor und mußte sich große Mühe geben das Lachen über seinen schlauen kleinen Neffen zu unterdrücken, doch ehe noch seine Schwägerin eine Antwort gefunden, sagte er gutmüthig:

„So, mein kleiner Mann, Du ißt also auch Coteletten. Da werde ich Dir wohl eins geben müssen."

Von Stund' an hing Bruno mit ganzer Seele — (die Mama sagte freilich „mit Seel' und Magen") an seinem Onkel und begleitete ihn auf Schritt und Tritt, wohin er nur immer konnte. Der sechs Fuß hohe, breitschultrige Mann und der kleine Bursche neben ihm gaben ein sehr ungleiches Paar ab, aber Bruno hielt wacker Schritt und sah mit Stolz zu seinem Begleiter und Vertrauten auf, dessen Herz er durch ein anderes kleines Ereigniß bald vollständig gewonnen hatte.

Morgens am Kaffeetisch legte Tante Hannchen jedem Kinde sein Theil Weißbrod neben den Milchkaffee, regelmäßig ein Brödchen, „einen Kuckel", wie die Kinder es nach dem Lettischen nannten, und einen Kringel, beides von gehöriger Größe. Eines Tages aber war sie an Kringeln zu kurz gekommen und hatte Bruno zwei Kuckel gegeben. Wenn die Kinder getrunken hatten, war ihnen aufzustehen erlaubt, während die Großen meist noch plaudernd eine Weile sitzen blieben.

Da fühlt die Mama sich leise am Aermel gezupft und sieht Bruno mit etwas wehmüthigem Gesicht vor sich stehen:

„Ich habe heute garnichts für mich bekommen, nur für die Hühner," und dabei weist er ihr die beiden, unberührten Brödchen vor.

„Was heißt das, mein Junge? Du sagst, Du habest nichts bekommen und hast doch beide Hände voll Brod?"

„Ja die Kuckel gebe ich immer den Hühnern, und die Kringel ess' ich selbst auf. Heute haben die Hühner zwei bekommen und ich garnichts."

Da nun Bruno die Brödchen gerade ebenso gern aß wie die Kringel, so war Onkel Carl von dieser selbst auferlegten Abgabe zu Gunsten des geliebten Federviehs ganz gerührt und versprach dem Kinde, in der Küche den Befehl zu ertheilen, daß man ihm täglich nach

dem Kaffee ein großes Stück Schwarzbrod gebe für die Hühner, damit es in Ruhe sein Weißbrod selbst verzehren könne.

Wie nun Onkel und Neffe zusammenhielten, so verband Tante und Nichte ebenfalls ein zärtliches Einvernehmen. Tante Hannchen hatte nie ein Töchterchen besessen. So meinte sie denn auch, sie habe nur Verständniß für kleine Jungen, bis sie nun erkannte, daß ihr Herz den kleinen Mädchen ebenso warm entgegenschlug, und eines Tages, als Heddy an ihrem Halse hing, entrang sich ihr der Seufzer:

„Ach, wenn ich doch so ein Töchterchen hätte."

„Wünsch' Dir zu Weihnachten eins," rieth das kleine Wesen, das von seinen Geschwistern diese Redensart bei vielen Gelegenheiten gehört hatte und fest davon überzeugt war, daß man alles erhalte, was man sich wünsche.

Trotzdem, daß Tante Hannchen sich also nun gerade ein kleines Mädchen wünschen sollte, war Heddy in ihrem tiefsten Herzen doch davon durchdrungen, daß das männliche Geschlecht dem weiblichen weit überlegen sei, und überall da, wo andere Kinder sagen: „wenn ich groß sein werde," sagte sie: „wenn ich werd' ein Jung geworden sein." Man konnte ihr auch keinen größeren Gefallen erweisen, als wenn man sie in einen ausgewachsenen Anzug von Bruno steckte. Dann war sie überzeugt davon, eine höhere Stufe der Entwicklung erreicht zu haben, und strahlte über das ganze Gesichtchen, wenn der Papa sie seinen dritten Sohn nannte.

An den fernen Papa dachten die Kinder oft und sprachen von ihm und fragten nach ihm, nur Heddy that es nie. Die Mama glaubte daher, die Kleine hätte ihn in den wenigen Wochen seiner Abwesenheit schon ganz vergessen.

Sie fragte daher eines Tages, als sie eben einen Brief von ihm erhalten hatte:

„Wo ist Dein Papa?"

Heddy blickte sich im Zimmer um, machte dann eine allerliebste kleine Handbewegung, die ihr eigen war, und sagte lakonisch:

„Weg!"

„Aber weißt Du noch, wie Dein Papa aussieht?"

Diesmal kam die Antwort sehr rasch und sicher:

„O ja!"

„Nun, wie denn?"

„Fartz!" sagte sehr zuversichtlich Klein-Heddy, die ebensowenig, wie ihr Bruder Willi vor Zeiten „Schw" auszusprechen vermochte. Da nun der Vater aus der ganzen Familie entschieden der brünettste war und wirklich schwarzes Haar und einen dunklen Bart hatte, so lag in diesem einen corrumpirten Wort doch etwas so Bezeichnendes, daß alle laut auflachten, und die Mama die Ueberzeugung gewann, daß das Bild des Vaters noch fest dem Herzen seines kleinen Lieblings eingeprägt sei.

Willi's Brief an den Papa lautete:

Lieber Papa!

Jetzt sind wir in Waldheim. Hast Du schon Kaiser Wilhelm gegrüßt, oder hast Du es vergessen? Gestern haben wir alle gesungen und Tante Hannchen spielte dazu Clavier, später tanzten wir. Heute Vormittag spielten wir Crockett und Mama hat versprochen, mir nächstes Jahr auch ein Crockettspiel zu schenken, wenn wir hier das Spiel erlernen. Sonntag bekommen wir zu Mittag Glas. Wir ärzehlen jeden Tag eine geschichte nach der älte.

Dein

Willi.

Nachschrift der Mama:

Ich muß Dir wohl einen Commentar zu Willi's Brief geben, dessen Rechtschreibung Dir Kopfzerbrechen verursachen könnte. Was das „Glas" anbetrifft, das wir Sonntag Mittag zu essen bekommen sollen, so brauchst Du nicht zu befürchten, daß wir das arme Waldheim schon so kapp und kahl gegessen, daß wir zu solch' unverdaulichen Dingen unsere Zuflucht nehmen müssen, sondern Du erräthst vielleicht, daß es Glace sein soll. Schwerer zu erklären ist die kühne Wortbildung „nach der älte". Daß es „dem Alter nach" heißen soll, weiß ich wohl, verstehe aber nicht, warum er den Ausdruck so absonderlich verändert hat. Dies Erzählen von Geschichten war eine glückliche Idee von Hannchen. So werden die durch ihre wilden Spiele im Freien erhitzten Kinder vor dem Schlafengehen zum Stillsitzen und Abkühlen gezwungen. Jeden Abend muß einer was erzählen. Die Großmama machte den Anfang, und wir folgten. Dabei passirt mancher Spaß, denn die Kinder machen ungenirt ihre Glossen und üben strenge Kritik. So trug Hannchen neulich das Musäus'sche Volksmährchen „Chronika der drei Schwestern" vor und erzählte harmlos, wie der Graf sich auf der Jagd verirrt habe. „Plötzlich hörte er hinter sich etwas brummen, und wie er auffah, stand

ein Bär vor ihm." Da fährt Willi dazwischen: „Wie kann er hinten brummen, wenn er vorne steht? Das geht nicht an!" Du glaubst nicht, wie possirlich das war, und wie kleinmüthig Hannchen sich verbesserte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Tante Hannchen war sehr musikalisch und hatte einen schönen Concertflügel in ihrem Wohnzimmer stehen. Ihr Sohn Paul wollte aber vom Clavierspiel nichts wissen, nur das Singen machte ihm Vergnügen, und er hatte vom lieben Gott eine ganz reizend weiche und klangvolle Stimme dazu bekommen. Da nun auch die kleinen Dorpatenser durch Tante Alice im Singen geübt waren, und Arthur und Helene es ebenfalls verstanden, so gab es in Waldheim allerliebste Kinderconzerte. Die Großmama nannte scherzweise Tante Hannchen die heilige Cäcilia im Kreise der himmlischen Heerschaaren, wenn sie von den Kindern eng umdrängt am Clavier saß und ihren kleinen Chor so hübsch zu dirigiren verstand. Ein Liedchen machte der alten Frau besondere Freude, und sie konnte nicht müde werden, es singen zu hören. Paul sang das Solo, die anderen den Chor, und es klang wirklich wie Vogelgezwitscher im grünen Wald:

„Frau Schwalb' ist eine Schwätzerin,
Sie schwatzt den ganzen Tag.
Sie plaudert mit der Nachbarin,
So viel sie kann und mag."

So sang Paul, und die Anderen fielen ein:

„Das zwitschert und zwatschert
Und kann nicht stille sein!
Das zwitschert und zwatschert
Und kann nicht stille sein!

Hatte man dann genug gesungen, so spielte Tante Hannchen wohl eine Polka oder einen Walzer, und lustig drehten sich die ungeschulten kleinen Tänzer. Wenn hier ein Herr seine Dame umwarf, und dort einer sie statt auf den Stuhl nebenbei setzte, so hatte das nichts zu sagen und erhöhte nur die allgemeine Fröhlichkeit.

Schöner jedoch als alle diese Vergnügungen im Zimmer, waren immer noch die Spiele und Belustigungen im Freien. Es war die Zeit der Ernte herangekommen, und der Roggenschnitt hatte begonnen. Da wanderte Onkel Carl mit all' den Kindern aufs Feld und erlaubte ihnen sich da zu tummeln. Bald halfen sie eifrig beim Garbenbinden oder

dem Beladen der Wagen, bald trieben sie ihre Spiele zwischen den aufgestellten „Kuijen“ *), die ihnen als Häuser und Verstecke dienten. Das Schönste aber war, wenn sie auf dem hochbeladenen Wagen sitzend mit dem Korn in die Scheune fahren durften. Selbst die Arbeiter freuten sich der fröhlichen Kindergesichter und ein alter Bauer sagte: sie kämen ihm vor wie die Blumen auf dem Felde, nur wären sie Gott Lob kein Unkraut, sondern von gutem Schrot und Korn.

Und war dann am Abend die Feldarbeit beendet, so wartete der Knaben ein anderes Vergnügen, wenn die Arbeitspferde zur Tränke oder zur nächtlichen Weide geritten wurden. Die kleinen, frommen enrischen Bauerpferde ließen sich geduldig und ohne Zaum nur an einem um den Kopf gebundenen Strick von den kleinen Jungen lenken, und nachdem Willi einige Male vor dem Kutscher auf dem Pferd sitzend es versucht hatte, ritt er tapfer ganz allein. Selbst Bruno ritt und war überzeugt davon, daß Onkel Carl oder der Wagger (Großknecht) nur zu ihrem Vergnügen stets neben seinem Pferde dahergingen. Einmal hatte der Onkel einem besonders frommen Pferdchen einen Damensattel auflegen lassen und erlaubte seinen kleinen Nichten darauf in Hof und Garten umherzureiten. Es war ein köstliches Vergnügen. — Während einer Pause hatte man das Pferd an der Treppe angebunden, und Bruno wollte ihm eine Hand voll Gras zur Erquickung und Belohnung reichen. Dabei näherte er sich dem Thier von der falschen Seite, das heißt von derjenigen, wo der Zaum an der Treppe befestigt war. Die Zügel hingen schlaff und tief hinunter, Bruno stieg also ohne Bedenken hinüber, blieb aber mit einem Fuß hängen und fiel hin. Er hatte sich keinen Schaden gethan und stand sogleich wieder auf, während das unsanft am Zügel gezerrte Thierchen verwundert den Kopf schüttelte.

„Potztausend! sagte da Bruno überzeugungsvoll, „beinahe hätte ich das Pferd umgerissen.“

Alles Gelächter und alle Neckereien der anderen, waren nicht im Stande, ihn in der Meinung von seinem eigenen Gewicht irre zu machen.

Wo so viele Kinder beisammen sind, da geht es wohl niemals ganz ohne Reibungen und kleine Zwistigkeiten ab. So gab es auch einmal in Waldheim einen großen Krieg zwischen den Mädchen und den Knaben.

Es war da unweit der Viehställe ein kleiner Teich, an dessen Ufer die Knaben mit Steinen, Holz und Erde eine Festung zu erbauen begonnen

*) So werden die zu Pyramiden zusammengestellten Garben genannt.

hatten. Sie führten Wälle auf und gruben tiefe Gräben, welche mit Wasser aus dem Teich gefüllt werden konnten. Die kleinen Mädchen besuchten sie oft bei dieser Bauarbeit, sahen eine Weile zu und spazierten unter den Bäumen am Teich auf und nieder. Dabei machten sie eines Tages die Entdeckung, daß ein großer grauer Feldstein in einiger Entfernung vom Ufer einsam im Wasser lag. Dieser alte Felsblock übte auf Elly's stets rege Phantasie einen großen Zauber aus. Sie dichtete ihm hundert Eigenschaften an und nannte ihn schließlich nur den „König Stein". Helene und Aenni fanden bald auch Geschmack daran, allerlei Abenteuer zu ersinnen, die der König Stein erlebt haben sollte. Von diesen unterhielten sie nun die Knaben, bis selbige anfingen sich über das „dumme Zeug" lustig zu machen. Von da an hüllten sich die Mädchen in Schweigen, beschlossen aber zur Strafe für die Spöttereien der Jungen ein schönes Gedicht auf ihren grauen Liebling zu machen, und zwar ganz heimlich hinter dem Rücken der Knaben.

Natürlich thaten sie so wichtig mit ihrem Geheimniß und steckten die Köpfe so eifrig über den unglaublichen Versen, die dabei entstanden, zusammen, daß die Knaben sehr bald merkten, es sei etwas im Werk, das man vor ihnen verberge, und sie gaben sich die größte Mühe herauszukriegen, was es sei.

Nun hatte die Sache erst recht für die Mädchen Reiz bekommen. Das Verhältniß der beiden Parteien wurde von Tag zu Tag gespannter. Die Mädchen suchten die einsamsten Winkel auf um zu „dichten", und die Knaben schlichen ihnen nach. Dann überfielen sie sie mit lautem Geschrei, immer vergeblich hoffend, irgend eine Spur der geheimnißvollen Thätigkeit ihrer Widersacher dabei zu entdecken. Ein Stückchen Papier und ein Bleistift ist aber bald versteckt, und die Jungen tappten daher ganz im Dunkeln und ergingen sich in den tollsten Vermuthungen.

Endlich gelang es Paul, der wie ein Indianer so geräuschlos und gewandt auf der Erde kriechen konnte und jeden Busch als Deckung zu benutzen verstand, die kleinen Musen im Garten zu belauschen und herauszukriegen, daß es sich um Verse handle. Jetzt triumphirte das starke Geschlecht und verschwor sich hoch und theuer bald des Gedichts habhaft zu werden. Ein vollständiger Kriegszustand wurde erklärt und führte manche ergötzliche Scene herbei, bis die Sache eine tragische Wendung nahm.

Eines Abends machten die Knaben förmlich Jagd auf die Mädchen und letztere entflohen, ihr Gedicht wie eine Fahne schwingend, querfeld-

ein in den nahen Wald, wo ihre Verfolger ihre Spur verloren. Da ertönte die große Glocke, die zum Abendessen rief. Die Jungen hörten sie und rannten was sie konnten, um zu rechter Zeit bei Tisch zu sein. Aber die armen, kleinen Mädchen hatten in der Aufregung der Flucht den Ruf der Glocke überhört und sich im Walde verirrt.

Onkel Carl machte ein böses Gesicht, als er zum Abendessen kam und die 3 leeren Plätze am unteren Ende des Tisches erblickte. Tante Adele und der Mama war auch nicht gut zu Muth, die dachten aber, die Kinder müßten jede Minute kommen. Das Abendessen verging jedoch und nichts zeigte sich. Da wurden sie ernstlich unruhig und machten sich auf bei einbrechender Dunkelheit, den Wald zu durchstreifen.

Doch kaum hatten sie den Garten verlassen, als sie die hellen Kleiderchen der Mädchen zwischen den Bäumen erblickten, und bald waren die Flüchtlinge eingefangen und nach Hause eskortirt. Erst hielt die angenehme Aufregung des erlebten Abenteuers sie in guter Laune, denn da es noch nicht dunkel gewesen, hatten sie sich auch nicht gefürchtet, bis sie bemerkten, daß sie nicht mehr den Weg nach Hause wüßten. Aber je näher der Augenblick des Erscheinens vor Onkel Carl kam, desto bänglicher klopften die kleinen Herzen, und als sie nun gar erfuhren, daß der gestrenge Hausherr den Tisch abzuräumen befohlen habe, da war es um allen Muth geschehn. Die Schande, auf diese Art bestraft zu werden, preßte den kleinen Dingern heiße Thränen aus, als sie sich in die Schlafstube zurückzogen um hungrig zu Bett zu gehn.

Die Mama tröstete sie wohl und trachtete sie zu beruhigen, da es am Ende kein so großes Verbrechen war, die Glocke überhört zu haben. Aber sie wagte es doch nicht dem Hausherrn zum Trotz ihnen ein Abendbrod zuzustecken. Taute Adele aber erklärte, sie wisse sehr wohl, daß ihrem großen Bruder im Augenblick am allerschlechtesten zu Muth sei, und daß er es ihr morgen nur danken würde, wenn sie heute sein Verbot umginge. Sie nahm vor seinen Augen den Schlüssel der Speisekammer und holte drei große Butterbröde, — aber sie hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Die kleinen Mädchen wiesen ihre Gabe zurück und erklärten schon gern hungern zu wollen, wenn Onkel Carl nur nicht mehr böse wäre, und ihnen „gute Nacht" sagen wolle. Das that der denn auch durch eine Ritze an der Thür, und beruhigt legten die tapferen Vertheidigerinnen des König Stein sich endlich zu Bett.

Die kleinen Jungen aber waren so schrecklich betrübt über das Unheil, das sie angerichtet, sie fühlten sich so sehr beschämt dadurch, daß sie so gut zu Abend gespeist hatten, und die kleinen Mädchen hungrig zu Bett gegangen waren, daß sie wie begossene Pudel in ihr Schlafgemach schlichen, wo Willi sein schweres Herzchen durch heimliche Thränen erleichterte. Aber so tief er seinen Kopf auch in die Kissen barg, Paul merkte es doch, und es ließ ihn nicht schlafen.

„Wißt Ihr was? Wir wollen den Mädchen sagen, daß es uns leid thut, sie vorhin so gejagt zu haben" schlug er vor. „Wir können ihnen sagen, daß wir sie nun nie wieder um den dummen König Stein quälen werden. Wir wissen ja jetzt, daß es nichts als ein albernes Gedicht ist, das sie vor uns verstecken, und das ist ganz genug." Gesagt, gethan. Im Nachthemd, mit bloßen Füßen pilgern die Knaben an die Thür des Mädchenzimmers und klopfen leise an.

„Schlaft Ihr schon?"

„Ja!" erwidert Elly rasch und nur darauf bedacht, jeden Versuch zu einer Unterhaltung im Keime zu ersticken.

Aber Paul läßt sich nicht irre machen und giebt tapfer die renmüthige Erklärung ab, die dann auch nicht wenig zur Beruhigung der erregten Gemüther beiträgt.

So endigte die Geschichte vom König Stein, und herzliche Eintracht herrschte wieder in Waldheim.

Einige Tage darnach kam Paul mit wichtiger Miene zu Elly. „Ich werde Dir etwas verrathen, übermorgen ist Helenens Geburtstag, und Mamming wird uns eine große Chocolade geben, und Abends wollen wir den Garten mit bunten Papierlaternen illuminiren."

„Ach, das ist herrlich, aber wie schade, daß wir gar nichts Helene zu schenken haben!"

„Du kannst ihr einen Blumenstrauß machen." „Ja das kannst Du, Du hast dein eigenes Blumenbeet, aber ich habe nichts."

„Nun vielleicht kommt noch ein Pindeljude, und Ihr könnt von ihm was kaufen. Der alte Aron kommt immer von Zeit zu Zeit, und er ist lange nicht hier gewesen."

„Was ist ein Pindeljude?" fragte Elly verwundert. Paul will es garnicht glauben, daß sie das nicht weiß, und Elly weiß nicht recht, ob sie sich darüber schämen soll oder nicht. Tante Hannchen aber erklärt Paul, daß kein anderer Mensch, als ein geborner Curländer wohl

ohne Weiteres wissen würde, was das Wort bedeute, da es so abscheulich falsch gesprochen werde.

„Wie soll Elly sich denken, daß Pindeljude so viel heißt, wie ein wandernder Krämer, ein Jude, der mit seinen Waaren in einem Bündel auf dem Rücken über Land zieht. Aber seht nur, wenn man vom Wolf spricht, so ist er vor der Thür, da kommt der alte Aron richtig.

Paul springt wie electrisirt in die Höhe: „Der alte Aron ist da, der alte Aron ist da!" und mit diesem Ruf lockt er das ganze Haus zusammen.

„Mach Deinen Sack nur los," sagt er herablassend zu dem Hausirer, „heute haben wir Alle etwas nöthig."

Aron ist sehr vergnügt über diesen vielversprechenden Empfang und schnürt sein Bündel, auf den Treppenstufen knieend, ohne Weiteres auf.

„Soll Gott Sie segnen, Jungherrchen, wenn Sie den alten Aron so freundlich aufnehmen. Mögen Sie hundert Jahre leben und immer von ihm kaufen ohne zu handeln! Wird er Ihnen auch Alles spottbillig berechnen wie kein Andrer!"

Und nun hebt er ein flaches Kästchen nach dem andern aus dem Sack und breitet seine Waaren aus, hier der Mama Nadeln und Zwirn, Knöpfe und Fitzelband anpreisend, da dem Onkel Carl Postpapier und Converts vorweisend. Und den kleinen Fräuleins bietet er Chocolade und bunte Seife an, und für die Jungherrn hat er kleine Harmonicas und Taschenmesser mit zwei und drei und vier Klingen, und die alte gnädige Frau braucht seiner Meinung nach gewiß eine Flasche Eau de Cologne, ganz echte, aus einer Mitauer Fabrik — kurz Aron hat für jeden etwas und alles ist so billig, so billig wie es noch nie dagewesen ist.

Aenni und Elly ziehen die Mama in den Flur und theilen ihr den Wunsch mit, zu Helenchens Geburtstag Geschenke kaufen zu dürfen. Die gute Mutter gewährt es ihnen gern und giebt den beiden kleinen Mädchen und Willi fünfzehn Kopeken.

„Aber wie sollen wir es anfangen, ohne daß Helene es merkt?" fragt Elly.

„Paul muß uns helfen," sagt Aenni und ruft den Vetter herbei, der auch richtig einen guten Rath weiß.

„Wenn Aron mit uns fertig ist, geht er immer noch in die Küche und handelt mit den Leuten, dann schleichen wir uns auch hinaus. Ihr müßt Euch nur schon vorher aussuchen, was ihr kaufen wollt, damit es nicht zu lange dauert."

Und so geschieht es auch. In großer Aufregung huschen die Kinder in die Küche, und Paul und Willi halten abwechselnd die Thür zum Speisezimmer krampfhaft fest in's Schloß gedrückt, damit Helene sie nicht etwa überrasche, die unterdessen ahnungslos im Garten Stachelbeeren und Kirschen speist.

Paul ertheilt auch aus seiner überlegenen Erfahrung den Cousinen gute Lehren, wie man mit einem Juden handeln müsse:

„Ihr bietet ihm immer nur die Hälfte von dem was er fragt, und dann kriegt ihr es doch."

Aenni ersteht eine Nadeldose, Elly ein Stück wohlriechende rosa und weiß marmorirter Seife und Willi eine Tafel Chocolade. Aber ehe noch der Handel abgeschlossen ist, kommt Jemand an die Thür und will in die Küche.

„Das ist gewiß Helene," ruft Paul, „Willi komm mir zu Hülfe!" und beide Knaben stemmen sich mit aller Macht gegen die Thür.

„Nun was ist denn das, wer macht da solche Dummheiten und läßt mich nicht durch," sagt ganz ärgerlich eine wohlbekannte Stimme, und alle Kinder jubeln:

„Tante Hannchen," und Pauls Augen blitzen vor Vergnügen bei dem Gedanken, daß er sein „Mamming" aus ihrem eigensten Bereich habe aussperren wollen.

Am andern Tage herrscht große Geschäftigkeit unter den Kindern, denn es hat sich ergeben, daß noch etliche bunte Laternen wünschenswerth wären, und die werden nun unter Tante Hannchens Leitung gemeinsam angefertigt. Das bunte Papier wird geölt, aus starker Pappe werden runde Böden geschnitten und aus dünnem Draht wird der obere Rand und ein Bügel zum Aufhängen hergestellt. Es sieht im Speisezimmer wie in einer Buchbinderwerkstatt aus, und die kleinen Gesellen arbeiten mit unglaublichem Eifer. Sie sind ganz voll von Erwartung und versprechen sich einen herrlichen Festtag morgen.

Am Abend hört Elly, wie Onkel Carl mit seinem Wagger die Feldarbeit des folgenden Tages bespricht und fragt ganz verwundert, ob denn morgen gearbeitet werden werde.

„Ja gewiß," sagt Onkel Carl, „warum denn nicht."

„Nun möchte ich aber wissen, warum denn in der Bibel steht: Du sollst den Feiertag heiligen, wenn morgen doch gearbeitet wird," sagt Elly nachdenklich und will nicht begreifen, daß Helenchens Geburtstag kein Feiertag sein soll. Für sie ist er nicht nur ein Feiertag, sondern ein Fest.

Auf dem Kaffeetisch prangt ein mächtiger gelber Kringel, und im Saal ist ein schöner Geburtstagstisch gedeckt, denn Tante Adele hat aus Mitau schon eine Menge Geschenke mitgebracht, und Helenchens Papa hat noch ein großes Packet geschickt mit einem runden Conditorkuchen und andern Herrlichkeiten.

Am Nachmittag kommen die Kinder aus dem nahen Pastorat Waldheim auch herüber, und nun wird getanzt und gespielt nach Herzenslust; Reif und Ball und Crockett, Räuber und Wanderer und Trivater oder Anschlagen folgen aufeinander. Letzteres Spiel ist in Waldheim besonders beliebt, und es gelingt den Kindern sogar öfters selbst die Erwachsenen mit hineinzuziehen. Onkel Carl und Tante Hannchen verstehen zu laufen wie selten Einer, und sie anzuschlagen ist geradezu ein Kunststück. Wem es gelungen, der ist stolz wie ein König. Nur ihr Sohn versteht es noch besser sich zu verstecken und zur rechten Zeit aus dem Versteck zum Anschlageplatz zu laufen, und so oft auch Trivater gespielt wird, er hat noch nie zu zählen bekommen, bis er an Helenchens Geburtstag seinem Cousinchen Elly großmüthig die Freude macht sich von ihr anschlagen zu lassen.

In einer Laube im Garten ist heute der Kaffeetisch gedeckt, und statt des Kaffees giebt es Chocolade und Kuchen. Nachher ist man etwas voll und träge und will nicht gleich wieder laufen, da werden denn Charaden aufgeführt. Die Kinder theilen sich in zwei Parteien, die eine führt ein Wort auf, die andere hat es zu errathen. Jedes Wort, das sich in mehrere Sylben zerlegen läßt, von denen jede für sich eine Bedeutung hat, kann aufgeführt werden, und sehr geschickt sind die Kinder solche Worte zu finden.

Da treten die Knaben auf mit Harken und Sensen und machen das Mähen und Wenden des Grases nach. Das ist die erste Sylbe, und die Mädchen wissen nicht recht, ob es Heu oder Schnitt oder Korn bedeutet und müssen auf die zweite Sylbe warten, um richtig zu rathen. Diese wird ihnen vorgeführt durch eine Gesellschaft, die um einen runden Tisch versammelt ist, auf welchem eine Theemaschine steht. Paul hat eine Haube und ein Kleid von seiner Mutter angelegt und schenkt ein und reicht die Tassen umher. Das bedeutet Thee. Jetzt haben es die Mädchen errathen: „Heute", heißt das Wort.

Nun ist die Reihe an ihnen, und sie führen etwas Schweres auf. Als die Knaben hereinkommen zum Rathen, steht auf dem Tisch mitten im Zimmer nichts als eine Reihe Bücher, lauter Werke von Schiller.

Daraus können die Jungen nicht klug werden und beschließen ebenfalls auf die zweite Sylbe zu warten. Diese wird für's erste durch ein verdunkeltes Zimmer dargestellt, in welchem Alles schläft. Aber die Schläfer stehen auf, und einer schlägt die Gardinen zurück, es wird hell, es ist Tag, und nun wissen die Knaben auch, daß das Wort: „Werktag" heißt.

So geht es fort in buntem Wechsel, bis der Abend hereindunkelt, und die Illumination in Scene gesetzt werden kann. Tante Hannchen zündet die Lichter in den Laternen an, und die Kinder hängen sie an Bäume und Sträuche, daß der ganze Garten bunt und hell erglänzt. Dann wandeln sie durch alle Gänge und freuen sich der Pracht, und können nicht müde werden die selbst verfertigten Laternen aufzusuchen, und von nah und fern den Anblick des so schön erleuchteten Gartens zu bewundern.

Endlich erlischt hier ein Licht und brennt da eine Laterne auf, die man nicht rechtzeitig ausgelöscht hat, und damit geht der Festtag zu Ende.

Zu Ende geht eben Alles auf Erden, die Festtage, die Ferienzeit, das Buch.

Die kleinen Dorpatenser müssen von Curland und den lieben Verwandten scheiden und nach Hause zurückkehren. War bis hierher ihr Leben nur Spielen und Genießen gewesen, so mußte nun auch an ernstere Arbeit gedacht werden. Sie waren so groß geworden, daß die Mama sie nicht mehr allein unterrichten konnte, und sie daher in die Schule geben mußte. Daneben blieb freilich noch Zeit genug für frohe Spiele, und auch das Lernen erschloß ihnen nur neue Genüsse. Noch lange waren und blieben

die kleinen Schelme glückliche Kinder.

Ende.